

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 11.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 11. März 1888. —

Große Ausgabe mit
allen Kapiteln: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Nachbar der Sterne.

Eine Burleske von Heinrich Seidel.

1.

Ich glaube, es war von Kind auf an nicht ganz richtig mit ihm. In den Augen seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, galt er für ein Genie, und seine Mutter hatte um ihn von Anfang an ein Netz wunderbarer Sagen über seine frühzeitige und unheimliche Intelligenz gewoben. Ich schweige von den Thaten seiner ersten Kindheit, die in den Augen seiner Eltern mit einer Fülle von geheimnißvollen Genie-Blitzen durchwoben war, sondern fange dort an, wo meine eigene Kenntniß beginnt. Er war in meinem Alter, und als ich ihn zuerst sah, zählten wir Beide zwölf Jahre. Mir ist noch genau in Erinnerung die sonderbare Art, mit welcher er sich seitwärts an mich heranschob, indem er dabei eifrig nach meinem Kopfe schielte. Er war es nämlich gewohnt, mit gleichaltrigen Knaben fortwährend gemessen und verglichen zu werden, und so erklärte sich dies Verfahren. Wir wurden zusammen in den Garten geschickt, allein ich vermochte nicht viel mit ihm anzutangen, da er von denjenigen Dingen, welche nach meiner Ansicht für Knaben meines Alters einzig und allein würdig und angemessen waren, gar keine Ahnung zu haben schien.

Wenn ich mich stehend schaukelte, daß ich hoch in die Äste des Lindenbaumes flog, so sah er mir mit offenem Munde und sichtlichem Entsetzen zu; wenn ich in einen, allerdings noch sehr grünen Apfel biß, so schauderte seine wohlgezogene Seele; als ich am Teich in einen Baum kletterte und mich auf einem schwanken Aste über dem Wasser wiegte, da war ihm dies wiederum ein graufiges Unternehmen; und als ich nun gar auf einem schmalen Baumstamme über den Bach balancirte, da las ich kreideweißes Entsetzen in seinen Zügen. Dies Alles war mir natürlich sehr schmeichelhaft und spornte mich zu ferneren Thaten an, allein es mißfiel mir doch sehr, daß er auf alle meine Aufforderungen zur Naheiferung immer nur antwortete: „Das darf ich nicht.“ Dies erschien mir äußerst kläglich und unmännlich und zudem impracticisch, denn wenn man immer nur that, was man durfte, war doch am Ende das Leben seines schönsten Reizes beraubt. Schliesslich empfand ich ein kaum abzuweisendes Bedürfnis, ihn durchzuwürgeln, unterdrückte jedoch diesen Trieb mehr aus Muthigkeit als aus Rücksichten der Tugend, denn ich fürchtete eine allzu kräftige Verzinsung des ausgegebenen Kapitals von der starken Hand meines Vaters. Daher begnügte ich mich damit, ihn gelegentlich bloß in das Gras zu schubsen, sodas er zwei wunderschöne grüne Aniesfleckchen in seinen schneeweißen Hosen davontrug und, über diese Entstellung heulend, sich in die sicheren Arme seiner Mutter flüchtete. Ich kam dafür mit einer Maul-

schelle davon, und Emilchen kriegte neue Hosen an. Nun aber drehte sich der Spieß um, und als wir Beide im Zimmer bei den Eltern uns der Sittsamkeit besleißigen mußten, was ihm sehr leicht wurde, mir aber mit Aufbietung meiner ganzen Verstellungskunst nur mäßig gelang, da kam er auf den Gebieten zur Geltung, die ihm geläufig waren, und es stellte sich heraus, daß er besonders in den Künsten glänzte. Vor Kurzem war die Familie in Schwerin gewesen, und da hatte das wunderbare, joeben vollendete Schloß einen solchen Eindruck auf den begabten Emil gemacht, daß er seitdem bestrebt war, es immer und immer wieder zu zeichnen, sodas die glückliche Mutter schon eine ganze Reihe solcher Entwürfe hatte sammeln können. Es war immer ein mächtiger Salat von Thürmen, Giebeln und ungezählten Fenstern, und obwohl keine dieser Zeichnungen eine wirkliche Aehnlichkeit mit ihrem Vorbilde aufwies, so sahen die beseligten Eltern dennoch die Spuren des Genius darin und in ihrem Söhnlein einen zukünftigen Oberbaurath. Ich dachte im Stillen, ob wohl der

und der beglückte Vater konnte nicht umhin, einige Perlen aus dieser Sammlung zum Besten zu geben, während der jugendliche Autor ziemlich geschwollen daneben saß. Ich ward davon nicht sehr ergriffen, denn dichten konnte ich auch, hütete mich jedoch sehr, damit heraus zu kommen, weil sich meine Verse vorzugsweise im satirischen Genre bewegten und ich mich vor dem wohlverdienten Honorar fürchtete, was mir sicher war, wenn zum Beispiel folgende halb lateinischen, halb plattdeutschen Verse auf meinen Hauslehrer, Herrn Hamann, der aus Hessen stammte und eine ziemlich gelbe Gesichtsfarbe zur Schau trug, an's Licht des Tages gedrungen wären:

„Unus, duo, tres,
Herr Hamann is'n Hess!
Semel, bis, ter, quater,
Gül is he as'n Vater!“

Im ernsthaften Genre war ich allerdings nicht über einen Anfang hinausgekommen, welcher lautete:

„Gefolgt von zweien Rohrentknaben
Begab sich Umar auf die Jagd ...“

Weiter gedieh das Gedicht niemals, da mir durchaus nichts mehr einfallen wollte.

Die größte Prüfung stand mir aber noch bevor, denn Emil war auch musikalisch, und zwar war dies seine Glanzseite. Er wurde demnach an's Klavier beordert und fingerte eine Sonate von Clementi mit einer mir unbegreiflichen Fertigkeit herunter, während die glücklichen Eltern dabei saßen und fraßten, wie Alpengipfel beim Sonnenaufgang. Dies war nun etwas, was ich wirklich anerkennen mußte, obwohl es mir ganz ungewöhnlich sauer wurde, denn wenn auch schon Lateinisch nicht schön und Griechisch gar ein Gräuel war,

so war das allergrößte Schreckniß doch die Klavierstunde und das dazugehörige Ueben. Meine Mutter ergriff natürlich die Gelegenheit, mir den talentvollen und fleißigen Emil als ein glänzendes Muster vorzuhalten, wodurch sich meine Abneigung gegen diesen nur noch vermehrte, indem ich weiter nichts empfand, als eine nagende Reue, ihn vorhin, als die Gelegenheit so günstig war, nicht doch durchgeprügelt zu haben. Dies Musterbeispiel hat auch bei mir keine Früchte getragen, und trotz achtjährigem Klavierunterricht bin ich musikalisch rein geblieben. Mein einziger Ersatz für diese langjährige Qual ist das erhebende Bewußtsein, drei Klavierlehrer bis an den Rand des Grabes geärgert zu haben, indem es mir gelang, in jeglicher Stunde bei Jedem den brennenden Wunsch zu erwecken, an den Wänden in die Höhe zu laufen und solche Stimmung bei ihm zu erzeugen, daß er den Tag verfluchte, an welchem er geboren war. Wer will mich darum schelten? Das Recht des Angegriffenen ist die Nothwehr, und ich habe mich dieses Rechtes bedient, so gut ich konnte.

Meine musikalischen Neigungen gingen vorzugsweise auf den Instrumentenbau, und da war ich seit überzeugt, daß ich mehr leistete als der brave Emil. Ob er wohl Flöten machen konnte aus Weiden oder Rohr und Schal-



Prinz Oskar von Schweden und seine Verlobte, Fräulein Ebba von Mund. — Siehe Seite 45.

künstlerische Emil einen solchen Kaninchenstall bauen könne, wie ich mir zu Hause einen gemacht hatte, ordentlich aus Steinen und Holz, mit einer Thür und einem kleinen Glasfenster, regendicht und windgeschützt. Oder eine solche Hütte aus Brettern und Weidengeflecht, wie ich sie mir in einem verborgenen Winkel des Gartens errichtet hatte, inwendig mit alten Bastmatten ausge schlagen und mit einem ordentlichen Herd aus Steinen, auf welchem ein wirkliches Feuer brannte, während ich, der große Indianer „Fliegender Büffel“, heimgelehrt von gewaltigen Jagd- und Kriegszügen, auf der Bärenhaut ruhte und mit meinem Stammesgenossen, dem Inspectorsohne, welcher den Indianernamen „Toller Hund“ führte, eine Friedensspeise Kartoffelkraut rauchte. Ich fürchtete, er würde Alles dieses nicht können.

Aber auch der Dichtkunst fröhnte er und hatte schon in seinem sechsten Jahre folgendes Epigramm angefertigt:

„Mister Scheune hat ein Dach,
Hinter'm Garten fließt der Bach.“

durch welche Leistung den beglückten Eltern klar ward, daß auch der Ruß der Muse die Stirne ihres Emil berührt hatte. Seitdem war von ihm bereits ein ganzes Heft voll poetisirt worden, welches die Aufschrift trug: „Gedichte von Emil Kautentranz, erster Band“,

meien aus spiralförmig gewidelter Baumrinde, Blas-Instrumente aus Kälbertröpf und Caietschen aus Kal-mus. Ob er wohl auf Kuhhörnern und Gießflammen und Pustrohren blasen konnte, wie ich, und auf den Fingern pfeifen, daß man es durch's ganze Dorf hörte? Das war es, was ich sehr bezweifelte.

Solcher Art war meine erste Begegnung mit Emil Nautenkranz, und seitdem bin ich in der Lage gewesen, seinen Lebensgang zu verfolgen. Ich kann wohl sagen, daß es mir jetzt Mitleid einflößt, wenn ich bedenke, wie seine Eltern trotz ihrer Affenliebe mit ihm umliefen. Der Vater, welcher auf einer wohlthätigen Landpfarre nicht viel zu thun hatte und zu allerlei Versuchen und spitzfindigen Unternehmungen hinneigte, hatte an seinem einzigen Sohne von frühester Kindheit an alle pädagogischen Systeme ausgeübt, deren er nur habhaft werden konnte, sodaß der unglückliche Emil auf alle möglichen Arten erzogen wurde, nur nicht auf eine richtige. Er wurde überhaupt Tag und Nacht immer in einem fort erzogen, und zu jeder Zeit ohne Unterlaß wurden Anlagen in ihm entwickelt. Zudem mußte er alle die gesundheitlichen Schrecken mitmachen, mit welchen der an allerlei wirklichen und eingebildeten Krankheiten leidende Vater an sich herumexperimentirte. Einmal ergaben sie sich der naturgemäßen Lebensweise, schliefen auf Stroh, ernährten sich von rohem Fleisch und ungelochten Rüben, wobei sie so herunterliefen, daß sie Beide zusammen kaum noch einen Schatten werfen konnten; ein andermal verbesserten sie ihre Säfte durch eine fürchterliche Kur, bei welcher sie sich ausschließlich mit trockenem Weißbrot stopften und ein wenig sauren Moselwein dazu tranken, und wieder ein andermal versuchten sie alle Ungegendheit mit Wasser aus sich herauszuspülen, indem sie ungeheure Mengen dieser reinlichen Flüssigkeit in sich hineinpumpten und jegliche Nacht in einem nassen Umschlage verbrachten. Emil Nautenkranz ist mir überhaupt immer ein glänzendes Beispiel dafür gewesen, was die menschliche Natur Alles aushalten kann, denn trotz aller dieser Kurzen und trotz der unglaublichen geistigen Ueberfütterung, welche ihm zu Theil ward, blieb er körperlich doch ganz gesund. Nur sein armer Kopf ist ihm schon auf dem Gymnasium ganz zermürbt worden, denn außer dem Schulunterricht mußte er unablässig von einer Privatstunde in die andere reimen, von der Zeichenstunde in die Klavierstunde, von der italienischen in die spanische. Er lernte Stenographie und Mnemotechnik, und schließlich hatte die Wade der Gelehrsamkeit sein bißchen Grippe ganz verzehrt, so daß nur noch etwas Wurmmehl in seiner verödeten Hirnschale zu finden war, deshalb gelang es ihm auch nicht, obwohl er endlich durch zähe Ausdauer die Prima erseffen hatte, die Abgangs-Prüfung hinter sich zu bringen, trotzdem die Versuch dazu zweimal anstellte. Nur in der Musik hatte er es zu einigen wirklichen Kenntnissen und im Klavierspiel zu einer erträglichen Fertigkeit gebracht, was weiter nicht zu verwundern ist, denn, wie man täglich sehen kann, erfordert die Ausübung dieser Kunst den geringsten Aufwand von Phantasie, Verstand oder geistiger Klarheit, ja selbst ein halber Idiot kann immer noch ein tüchtiger Geiger oder Klavierspieler sein und wie die Zigeuner trefflich musizieren. Darum lag es nahe, den jungen Mann dieser Kunst zu widmen, weshalb er dann nach langen elterlichen Verhandlungen und nachdem von allen Seiten Rathschläge in Menge eingeholt worden waren, nach Berlin gesendet wurde, um „sich auszubilden.“

2.

Ich hatte unterdeß das Gymnasium bereits in Tertia verlassen, hatte als Maschinenbauer in verschiedenen Fabriken gearbeitet, war eine Weile in Hannover auf dem Polytechnikum und längere Zeit in einer größeren Maschinen-Bauanstalt als Constructeur thätig gewesen, bis ich endlich in meinem vierundzwanzigsten Jahre nach Berlin kam, um auf der Gewerbe-Academie noch einige Jahre zu studiren. Ich traf daselbst meinen alten Freund Abendroth, welcher sich schon längere Zeit dort aufhielt. Eines Tages fragte mich dieser: „Hast Du denn den Nachbar der Sterne schon besucht?“

„Wer ist das?“ fragte ich etwas verwundert über diese Bezeichnung. „Nun, unser musikalischer Emil,“ antwortete Abendroth, „er wohnt fünf Treppen hoch in der Kochstraße bei den Sternen, dem Himmel so nahe, daß er die Sphärenmusik vernimmt und in stillen, kalten Winternächten den großen Bären brummen hört. Ich bin überzeugt, wenn er zum Schornstein hinausklettert, kann er in der Milchstraße spazieren gehen. Um sein Haupt bewegt sich als eine glänzende Aureole zukünftigen Ruhmes der ganze Thierkreis mit seinen junkelnden Sternbildern, und der Mond, welcher, wie Du weißt, gern mal raucht, bittet sich zuweilen Feuer von ihm aus. Emil kann von sich sagen, wie der Knab' vom Berge:

„Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.“

denn wenn schon alle Straßen in Dämmerung versunken sind, — bei ihm ist noch heller Sonnenschein; ich glaube, um Johannis geht sie dort überhaupt nicht unter.“

Ich sah aus dieser Darstellung, daß mein Freund Abendroth seine alte Freude an humoristischer Ueber-treibung noch nicht verloren hatte, und fragte ihn lächelnd, wo man Gelegenheit hätte, Freund Nautenkranz zu treffen.

„Nirgendswa,“ sagte Abendroth, „als einmal zufällig auf der Straße, im Conservatorium oder bei sich zu Hause. Sonst geht er an keinen öffentlichen Ort, nur am Sonntag Nachmittag sitzt er bei Buchholz und schledt eine Tasse Chocolate mit Schlagahne und eine Menge süßen Kuchen. Dies ist aber seine einzige Ausschweifung. In der ersten Zeit habe ich ihn nach langer Bearbeitung in den ‚Verein der Löwenbändiger‘ eingeführt, — wir tranken dort nämlich Löwenbräu, und jeder Schoppen heißt ein ‚Löwe‘, — allein für das Löwenbändigen hat er weder Sinn noch Talent, und ich habe ihn nie wieder bewegen können, mitzugehen. Er hat dann stets „einen höchst wichtigen Brief zu schreiben“ oder sonst einen anderen miserablen Vorwand. Aber besuchen thue ich ihn manchmal, theils, weil Treppensteigen gesund ist, theils, weil es mir Vergnügen macht, und theils, weil die Alte, seine Mutter, eine geniale Hand für medlen-burgische Mettwurst hat. Ich glaube, alle vierzehn Tage fast kommt ein Paket mit Pressabilien für ihn an, so daß er wirklich Hülfe braucht, um Alles zu bewältigen. Erst heute Morgen, als ich ihm zufällig begegnete, fragte er mich geheimnißvoll, wie lange sich wohl eine gebratene Rehleule hielte, er hätte heute Morgen eine von Hause bekommen. Ich sagte natürlich: Garnicht, sie muß auf der Stelle verputzt werden. Da wurde er ganz sentimental und flehte mich an, ich solle ihm doch heute Abend dabei helfen. Natürlich kommst Du dann mit und erneuerst die alte Bekanntschaft.“

Ich fand Emil Nautenkranz fast unverändert, er sah noch ebenso aus, wie vor zwölf Jahren, nur daß er größer geworden war. Dasselbe unfertige, erdgraue und glatte Gesicht, dem ein Bart wollte durchaus auf dem Boden seines Antlitzes nicht gedeihen, nur um die Kinnbacken herum saßen einige spärliche, gelbgraue Fla-sen. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß er nach der ersten Begrüßung wieder wie damals seitwärts nach meinem Kopfe schielte. Als wir uns von den Strapazen des Aufstieges erholt hatten, fuhr er seine eßbaren Schätze auf und begann mit einer ganz ungewöhnlichen Ungeschicklichkeit Thee zu kochen. Nachdem eine Ueber-schwemmung von brennendem Spiritus glücklich beseitigt und der Thee endlich fertig war, goß er eine wasser-klare Flüssigkeit in unsere Tassen. „Der ist aber ver-dammt dünn,“ sagte Abendroth.

„Ich weiß nicht, ich weiß wahrhaftig nicht, woran es liegt,“ erwiderte Nautenkranz, indem er sich verwirrt in die Haare fuhr, „aber er sieht aus wie Wasser.“ „Schmeckt auch wie Wasser,“ sagte Abendroth, nachdem er einen Theelöffel der verdächtigen Flüssigkeit zum Munde geführt hatte. „Ist auch Wasser!“ fiel ich ein, denn einem dunklen Verdachte Raum gebend, hatte ich den Dedel der Kanne abgehoben und gefunden, daß Nautenkranz versäumt hatte, Thee hineinzuthun. Nun, dieser Fehler ließ sich beseitigen, und bald waren wir eifrig beschäftigt, die gute Rehleule am Verderben zu hindern. Emil erzählte uns derweil von seinen Arbeiten und Bestrebungen. Er war in eins der vielen Conservatorien eingetreten, die, unter Leitung irgend eines Mannes, der sich als Musiker oder auch bloß durch Reclame einen Namen gemacht hat, das Bestreben an den Tag legen, so viele Menschen als möglich zur Musik abzurichten und die Zahl überflüssiger Virtuosen, un-glücklicher Klavierlehrerinnen und heilloser Dilettanten auf's Möglichste zu vermehren. Zuweilen giebt es der Zufall, daß aus solcher Anstalt einmal ein wirklicher Künstler hervorgeht, und dies dient ihr dann zu glänzen-dem Ruhme und verfehlt nicht, ihr reichlich neue Opfer zuzuführen, denn die große Herde ist immer der An-sicht, es ließe sich in der Kunst Alles lernen, und es läme nur auf den Lehrer an. In den „neuen Fiedel-liedern“ Theodor Storm's heißt es:

„Am Rachte bei der Kirchen,
Da steht ein klingend Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt' heraus.“

Ach, solche Häuser giebt es viele, viele in Berlin, nur daß statt der Trompete das Donnern der Klaviere vorherrscht und morddurchdringende Solfeggien weiblicher Stimmen. Dort sieht man Tag für Tag große und kleine Mädchen mit Musikmappen aus- und eingehen und nervöse Jünglinge, deren einzige Ähnlichkeit mit ihrem großen Vorbilde Liszt ihre langen Haare bilden. Ich glaube, die jungen Menschen würden sich, um ihrem Idol noch näher zu kommen, Warzen stehen lassen im Gesicht, wenn sie nur wüßten, wie das zu machen wäre. In diesen Häusern werden, wenn man Alles zusammen-addirt, täglich viele Pferdekraft auf die Bewegung von Tasten und Geigenbogen verwendet und ungezählte Kubikmeter Luft verbraucht, um Stimmrißen zum Tönen zu bringen. Nur Stocktaube oder Leute mit Nerven von Gußstahl vermögen es, unter oder über einem sol-chen Conservatorium zu wohnen, ohne in kurzer Zeit geistig zu Grunde zu gehen.

In ein solches Institut war Emil Nautenkranz ein-getreten, trieb dort nach gewohnter Weise Alles Mögliche und übte außerdem zu Hause mindestens vier Stunden täglich schreckliche Etüden. Daneben plagte ihn auch die Lust, etwas zu componiren. Aber er gestand ehrlich: „Wenn ich Abends aus der Oper oder aus dem Concert heim-komme, da habe ich immer Ideen genug, aber wenn ich zu Hause vor dem Notepapier sitze, da fällt mir durch-aus nichts ein. Ganz besonders will es mir nicht gelingen, hübsche und interessante Motive zu finden, — mein Compositionslehrer lacht immer schrecklich über sie, und ich gebe mir doch so viele Mühe.“

Mein Freund Abendroth, der sehr musikalisch war, jedenfalls mehr als Nautenkranz, sah so, daß er aus dem Fenster sehen konnte. Man blickte dort auf ein ungeheures Meer von Dächern, Giebeln, Thürmen und Telephonleitungen, das fern in einem graublauen Däm-mer sich verlor. Nicht weit vor dem Fenster führte eine Nebenleitung von fünf Drähten vorüber, und auf diesen saßen gerade vier Schwalben, welche sich ausruhten. Es zuckte Abendroth etwas um die Mundwinkel, als er jetzt sehr ernsthaft begann: „Lieber Freund, ich begreife nicht, wie Du um Motive verlegen sein kannst, sieh doch nur aus dem Fenster, wie die vier Schwalben auf den Telephondrähten sitzen, gleich Noten auf ihren Linien, da hast Du gleich ein Motiv f, a, d, e, sehr niedrig, — die Schwalbe ist doch ein musikalischer Vogel.“

Emil sah zuerst ziemlich dumm aus, dann blickte er auf die Schwalben, und seine Züge verklärten sich all-mälig: „Wahrhaftig, es stimmt,“ sagte er, „das ist aber höchst wunderbar.“ „Ja, lieber Freund,“ meinte Abend-roth dann, „das Gute liegt auf der Straße und fliegt in der Luft, nur auf das Finden kommt es an. Du weißt, Derjenige ist der Klügste, der Andere für sich ar-beiten läßt, laß Du die Schwalben für Dich arbeiten. Ich bin überzeugt, diese so überaus musikalischen Vögel, können sich vermöge eines ihnen innewohnenden geheim-nißvollen Gesetzes gar nicht anders auf fünf Drähte setzen, als daß sie irgend eine wohlklingende Tonfolge bilden.“

Aus irgend einem Grunde veränderten jetzt drei der Schwalben aufflatternd ihren Sitz, sodaß die Tonfolge e, h, g, e entstand. „Aber das ist doch nicht hübsch,“ sagte Nautenkranz nach einer Weile, „das klingt schlecht.“ „O, bewahre,“ erwiderte Abendroth sehr überlegen, „die Sache geht aus F-dur, und somit heißt es e, h, g, e, und das paßt außerordentlich gut zu dem Vorhergehenden; setze es nur zusammen, dann erhältst Du: f, a, d, e, e, h, g, e, und das ist doch sehr hübsch. Was willst Du denn mehr?“

„Wahrhaftig,“ meinte Nautenkranz wieder freudig ver-blüßt, „nein, das ist aber doch zu merkwürdig.“

„Sieh mal,“ fuhr Abendroth nun mit fast verbreche-rischer Ernsthaftigkeit fort, „da kannst Du Dir nun den ganzen Sommer lang von den klugen Schwalben Leitmotive arbeiten lassen, denn ohne diese geht es doch heute nicht mehr, es ist noch immer das Modernste, und wenn Du genug zusammen hast, da wollte ich mal den sehen, der Dich dran hindern wollte, eine mächtige große Oper zu componiren. Oder besser noch, gleich drei bis vier, die alle zusammen hängen. Ich kann Dir einen höchst geräumigen und musikalisch noch kaum ver-nünftigen Stoff empfehlen, das ist die Völkerverwanderung. Ich glaube nicht, daß sie unter sieben Opern zu be-wältigen ist. Ja, eine Heptalogie, das ist das einzig Wahre. Gerade eine Woche muß das Ganze dauern, Sonntags die erste und am Sonnabend die letzte Oper. Von wüstenhafter Ausdehnung muß jetzt Alles sein, wenn es bemerkt werden soll. Das Wilmersdorfer Umland achtet keiner, aber vor der Lüneburger Heide hat man Respect. Gottfried Keller hat ein kleines Büchlein ge-schrieben, welches zu dem Reizvollsten gehört, das je in deutscher Sprache gedichtet wurde, die „Sieben Legen-den,“ aber wie Wenige giebt es, die das beachten. Freytags „Ahnem“ dagegen in ihrer erhabenen Aus-dehnung kennt Jeder.“

„Ja, mein Sohn,“ fuhr er weiter fort, „wenn Du dann die sieben Opern fertig hast, wirst Du jedenfalls fürchtbar berühmt werden und eine riesige Gemeinde um Dich sammeln. Man wird in Deinem geliebten Vater-lande, entweder in Kriewitz oder in Teterow, ein unge-heures Nautenkranz-Theater bauen, in welchem kein mytischer Abgrund, sondern eine mytische Höhe sich befindet, denn Du wirst das Orchester über dem Schnür-boden anbringen und damit ungeahnte Wirkungen er-zielen. Und alljährlich im Sommer, wenn es am heißesten ist, wird eine Völkerverwanderung beginnen, nach Kriewitz oder Teterow, um die „Völkerverwanderung“ zu hören, und alle Bierwirthe und Selterwasser-Verkäufer in dortiger Gegend werden Dich anbeten. Dein Name wird unter die Sterne versetzt werden, und mit Recht wird man Dich, dann im Ernste, wie jetzt im Scherze, nennen: den „Nachbar der Sterne.“

Nautenkranz sah ganz ungewöhnlich verblüßt aus, als Abendroth diese lange Rede hinter sich hatte, und glogte bald ihn, bald mich mit seinen hellgrauen, nichts-jagenden Augen verständnißlos an. Ich muß nun hier

nothgedrungen einflachten, daß, obwohl ich meinen Freund Abendroth als einen gutmüthigen und wohlwollenden Menschen kannte, es mir doch an diesem Abend beinahe so vorkam, als hielte er Emil Nautenfranz fast ein wenig zum Besten, dieser aber, der von Ironie und Humor oder ähnlichen Zwittergeschöpfen des menschlichen Geistes nicht die geringste Ahnung hatte, lächelte endlich doch sehr geschmeichelt und meinte, soweit wäre es doch wohl noch lange nicht.

Dann ging er an's Klavier, um uns etwas vorzuspielen, einige von den modernen schwierigen Sachen, die in das Gebiet der Jongleur-Kunst gehören. Die turnerische Geschicklichkeit seiner Finger war durch unangesehene Übung nicht unbeträchtlich, jedoch weder Herz noch Gemüth, ja nicht einmal der Verstand waren an seinem Spiele theilhaftig; Alles war mühsam angelernt, und was er konnte, verdankte er ausschließlich einer ungewöhnlichen Ausdauer seines Sitzfleisches. Abendroth flüsterte mir zu: „Spielt er nicht gerade so, als ob der Klavierspieler Kaufmann in Dresden ihn mit großer Sorgfalt gearbeitet hätte. Ich weiß, auf welche Art ein Geschäft mit ihm zu machen wäre. Er müßte einen Unternehmer finden, der mit ihm auf Reisen geht. Bei Beginn der Vorstellung müßte ein Flügel und ein großer Kasten auf der Bühne stehen. Der Unternehmer tritt auf, hält eine kleine Rede von etwa folgenden Inhalt: Langjährige Bemühungen . . . ungeheure Geldopfer . . . endliches Gelingen . . . höchst sinnreicher Musik-Automat etc. Dann macht er den Kasten auf, nimmt Nautenfranz heraus, zieht ihn sorgfältig auf, trägt ihn an's Klavier, legt ihm den Fuß auf das Pedal und die Hände auf die Tasten, drückt scheinbar auf einen Knopf im Genid, und dann spielt Nautenfranz los. Natürlich frenetischer Beifall, denn keine Seele wird darauf verfallen, daß da wirklich ein Mensch arbeitet.“

Als wir nun endlich auch musikalisch vollständig gesättigt waren, verabschiedeten wir uns, dankend für die gewährten Genüsse, und verließen den Nachbar der Sterne, begaben uns wieder auf den Abstieg in das Reich der gewöhnlichen niederen Sterblichen, woselbst wir noch desselben Abends unterschiedliche Löwen bändigten.

Ich weiß nicht, ob sich irgend Jemand dafür interessiert, zu erfahren, was aus dem Nachbar der Sterne später geworden ist. Sollte es dergleichen Neugierige geben, so diene ihnen zur Nachricht, daß er sich noch mehrere Jahre lang in Berlin immerfort ausbildete und dann in die Stadt zurückkehrte, wo er das Gymnasium besuchte hatte. Seine Eltern waren unterdessen gestorben und hatten ihm ein angenehmes Vermögen hinterlassen. Er kaufte sich ein kleines Haus mit einem Garten in der Vorstadt und lebt dort mit einer Tante, welche mütterlich für ihn sorgt. Er giebt einige Klavierstunden und spielt zuweilen in Wohlthätigkeits-Concerten, bei welchen Gelegenheiten die musikalisch Genügsamen unter seinen Mitbürgern seine rapiden Läufe, unsehnbaren Octaven-Gänge und reinlichen Triller höchlich bewundern und ihn für ein musikalisches Licht halten, denn er ist ja in Berlin auf dem Conservatorium des berühmten Brüllhahn vier Jahre lang „ausgebildet“ worden. Er lebt, wie er es gewohnt ist, immer so öde für sich hin und ist ganz glücklich, denn das Essen schmeckt ihm, und seine Stimmung ist stets normal. Ob es wahr ist, daß er vor den Fenstern seines Arbeitszimmers fünf Drähte hat ziehen lassen und dort den Schwalben noch immer Motive ablauert, sowie, daß er mit den Vorarbeiten zu seiner Heptalogie „die Völkerwanderung“ schon drei dicke Bände gefüllt hat, kann ich nicht mit Sicherheit verbürgen. Mein Freund Abendroth behauptet es zwar, allein mein langjähriger Umgang mit ihm hat mich die Vorsicht gelehrt, Versicherungen nicht ohne ernste Prüfung Glauben zu schenken. Sein Respect vor den Thatfachen ist leider ein so geringer, daß er stets geneigt ist, den Gebilden seiner Phantasie gleiche Rechte einzuräumen, wie den Ergebnissen einer wahrheitsgetreuen historischen Forschung. Ich glaube, wollte ich mich kürzer ausdrücken, könnte ich fast sagen: „Er lügt manchmal ein Bißchen.“ Aber in diesem Sommer werde ich selber hinreisen und Emil Nautenfranz mal besuchen, — nun, da werden wir ja sehen!

Nachdruck verboten.

Windmacher und Sturmbeschwörer.

Ein Wetter-Kapitel von F. Meister.

Die abergläubischen Neigungen der Seelente sind bekannt; die Literatur aller Nationen giebt Beweise für die weite Verbreitung und die Vielfältigkeit des Aberglaubens dieser Menschenklasse und auch für die Zähigkeit, mit welcher daran festgehalten wird. Es ist dies sehr erklärlich. Noch ist die Meteorologie nicht zu dem Range einer Wissenschaft erhoben, und da die Gesetze, welche die Winde und die Stürme regieren, insofern zum wenigsten unbekannt sind, so ist es nur natürlich, wenn diejenigen Menschen, die den Gefahren der Elemente am meisten ausgesetzt sind, sich die Ur-

sachen derselben in ihrer primitiven, ungebildeten und daher abergläubischen Weise zu erklären suchen. Und dieses Bestreben läßt sich bis in die ältesten Zeiten zurück verfolgen.

Die Götter, Dämonen und Heiligen waren nicht die einzigen Machtthaber, denen man eine Herrschaft über die Elemente zuschrieb. Man glaubte von jeher, daß auch sterbliche Wesen einen Einfluß auf Wind und Wogen ausüben könnten, und zwar durch Anrufung und Beschwören jener höher organisierten Geister.

Schon die Edda erzählt uns von Riesen und Riesinnen, welche Stürme zu erregen fähig waren. Der Seemanns-Ausdruck „eine Rüge voll Wind“, erinnert an Erik IV., König von Norwegen, der um das Jahr 97 regierte und von dem es heißt, daß er den Winden ihre Bahnen vorschreiben konnte, indem er seine Rüge nach der gewünschten Richtung drehte. Der alte Geschichtschreiber Claus Magnus (Gesch. d. Gothen, 1658, III, 13.) sagt von ihm: „Erik galt zu seiner Zeit für einen der größten Magier; er stand mit den bösen Geistern, die er verehrte, auf dem besten Fuße und wohin er immer seine Rüge drehen mochte, aus dieser Richtung kam der Wind, weswegen er auch „Windrüge“ genannt wurde.“

Auch Seneca berichtet, daß es im Alterthum Sturmbeschwörer gegeben habe; dasselbe finden wir bei Tibullus, im Codex Theodosius, bei Plutarch und Anderen erzählt.

Im Mittelalter war der Glaube an Wettermacher fast allgemein verbreitet. Ein Schriftsteller des 9. Jahrhunderts, Agobard, sagt hierüber: „In meinem Lande sind alle Leute, die Edlen wie die Geringeren, die Städter wie die Landleute, der Meinung, daß Hagel und Donnerwetter nach dem Willen der Menschen eintreten können, insbesondere, daß es Leute giebt, tempestarii geheißnen, deren Gesang das Wetter erregt.“ Um das Jahr 1000 galten in Deutschland die sogenannten „Inferiores“ für Wettermacher. Der Theologe Dobeneck, der spätfündigste Gegner Luther's, berichtet, daß sich in mittelalterlichen Reichsbüchern die Frage findet, ob man an Wettermacher glaube, und daß auf solchen Aberglauben eine Strafe gestanden habe. Ähnliche Gesetze waren unter Karl dem Großen und im alten Norwegen in Kraft. Später wurde die Wettermacherei auch in Italien und Frankreich verpönt, und in zwei Bullen, von 1317 und 1327, sog sogar das Oberhaupt der katholischen Kirche gegen solche Künstler in's Feld.

Schmuggler und Piraten wurden im Allgemeinen für fähig gehalten, das Wetter nach Belieben zu gestalten; zahlreiche volkstümliche Erzählungen thun dieser Thatsache Erwähnung. In „Malleus Maleficarum“, dem berühmtesten „Hexenhammer“, ist zu lesen: „Wenn Gott dem Teufel erlaubt, Hagel auf die Erde zu senden, so unterweist dieser den Zauberer, einen Kiesel hinter sich zu werfen, sodann Wasser und Sand in eine Schüssel zu schöpfen und davon in die Luft zu streuen; auch muß er ein Loch in die Erde machen und Wein darein gießen und dann mit dem Finger im Wasser rühren.“ Wettermacher auf der Isle d'Orleans im Lorenz-Ström zerstörten der Sage nach eine Anzahl von Schiffen von Sir Godvenden Walkers Flotte im Jahre 1711, indem sie ein Unwetter mit dichtem Nebel heraufbeschworen.

In englischen Häfen erzählte man sich um das Jahr 1860 folgende Geschichte: Auf dem Schiffe „President“ erklärte in einem schweren Sturme, während der Fahrt von Charleston nach London, ein Matrose mit dem Vornamen Sam, daß der Sturm nur deshalb über sie gekommen sei, weil er, Sam, vor kurzem eine große Sünde begangen habe. Er fand auch keine Ruhe und sprach schließlich über Bord. Auf der Rückreise des Schiffes erhob sich wiederum ein Sturm. Die Matrosen kamen überein, nun auch Sam's nachgelassene Seelste über Bord zu werfen; ein Schotte hob dieselbe über die Schanzkleidung, und von Stunde an hatte man ruhiges Wetter. Dicht vor Newyork kam aber noch eine Boe heraus und sofort behaupteten die Seelente, daß sich noch irgendwo etwas von Sam's Sachen herumtreiben müsse. Man suchte und fand wirklich einen Schuh des todtten Mannes, und erst, als auch dieser in die Tiefe gesendet worden war, hielten die Leute sich für geborgen.

Die meisten Seefahrer halten es heutigen Tages noch für unglücklicherweise, wenn eine Frau sich an Bord befindet. Kinder dagegen sollen guten Wind bringen.

Der Glaube an „Wetterhexen“ hat von jeher viele und eifrige Anhänger gehabt. Die nordischen Sagen sind voll von denselben. Gewöhnlich setzen die Hexen einen Kessel auf's Feuer und kochen eine geheimnißvolle Suppe, um den Sturm zu erregen. Der Hexenrichter Hemingus meldet selbst, daß 1596 über zweihundert Wetterhexen verbrannt worden seien; dieselben hätten mit Ruthen, die ihnen der Teufel gegeben, so lange das Wasser geschlagen, bis Nebel und Wind heraufgekommen wären. Auch hätten sie durch Umherrollen eines Haffes Unwetter über das Land gebracht.

Nach einer Schleswighischen Sage wurden drei Wetterhexen dereinst in ihrem Gespräch von einem Jünglinge belauscht. Die bösen Weiber besprachen den Plan, den Schiffen ihrer, die See befahrenden Gatten Verderben zu bringen. Sie erwähnten dabei, daß nur ein Mensch mit ganz schußlosen Händen und mit Hilfe eines Schwertes, das noch kein Blut vergossen, sie an der Ausführung hindern könnte. Als sie darauf in Gestalt von drei ungeheuren Wogen in's Meer rollten, traf der Jüngling eine jede mit seinem neuen Schwerte, und das Wasser färbte sich mit Blut. Die drei Seefahrer lebten ungeschädelt heim, aber Jeder von ihnen fand kein Weib todt.

Der bekannte Mytholog und Sagenforscher Mannhardt erzählt von einem deutschen Mädchen, welches, gefragt, was es so oft am Brunnen zu schaffen habe, antwortete: Ich thue, was meine Mutter thut. Sie nimmt einen Stod und rührt damit im Wasser und glaubt, auf diese Weise einen Sturm heraufbeschwören zu können.

Lappländische und Finnische Frauen pflegen Wind zu verkaufen. Sie geben dem Seefahrer ein Endchen Leim mit drei Knoten darin. Löst man den ersten, so giebt's einen guten Wind; der zweite Knoten bringt schlechtes Wetter, der dritte einen Orkan.

Nordische Seefahrer wissen eine Geschichte von einem Schiffskapitän in Aarhus, dem eine finnländische Jungfrau einen Sad aus Seehundsfell geschenkt habe, in welchem alle Winde enthalten gewesen seien. Der Schiffer fuhr auch freis mit Glück; er fand immer den gewünschten Wind, wenn er den Sad des Rachs außen an seine Kajütenthür aufgehängt hatte. Nach vor vierzig Jahren lebte an der Schlei eine alte Frau, die ebenfalls Wind an die Schleswig-Holsteinischen Fischer verkaufte, und zwar in einem geknoteten Tuch.

Das Thema von dem Aberglauben der Seelente ist fast unerforschlich; vielleicht finden wir später noch Raum zu weiteren Ausführungen. Die geheimnißvolle Macht und Majestät der großen Tiefe ist wohl angethan, die Phantasie aller Men-

schen, die ihr nahe stehen, mit einer unendlichen Reihe von Vorstellungen und Rathmachungen zu erfüllen; die Wirrnisse zwischen dem, was erklärlich ist, und dem, was unerklärlich bleibt, verjagen Geist und Gemüth der Seefahrer gar bald in einen Zustand, in welchem ihm aufregende und übernatürliche Zumuthungen durchaus nicht unwillkommen sind.

Nachdruck verboten.

Luzuspapiere.

Von Hanns von Spielberg.

Es ist ein Name unglücklich gewählt, so ist es die Bezeichnung Luzuspapier für die reizenden modernen Papier-Ausstattungen, welche unseren Schreibtischen nachgerade unentbehrlich geworden sind. Die Herren Fabrikanten sind selbst Schuld daran, denn sie waren es, die einer guten Sache einen schlechten Namen gaben. Treibt eine Frau Luzus, wenn sie sich geschmackvoll zu kleiden sucht? Heißt es Luzus treiben, wenn man sein Heim wohllich, mit Comfort einrichtet, wenn man der Kunst und allem Schönen huldigt? An sich doch sicher nicht, — zum Luzus wird jeder Aufwand erst in dem Augenblicke, in dem er über das Maß der Mittel hinausgeht. Ja, ich möchte sogar behaupten, wir bezeichnen in den meisten Fällen mit dem Worte Luzus bereits ein Ueberstreiten des ästhetisch Schönen; gerade im Maßhalten bewährt sich der wahre Künstler und nicht zuletzt der Lebenskünstler; wer jedoch nach irgend einer Seite hin dem Luzus huldigt, fällt stets einer gewissen Uebertreibung anheim.

Was in aller Welt haben nun aber die entzückenden Erzeugnisse unserer heutigen Papierfabrikation mit dem Luzus zu thun? Ist es dem Geschäftsmanne, der den ganzen langen Tag an seinem Kulle Briefe im Großquart-Format durchblättert und geschrieben hat, zu verdanken, wenn er nach geheimer Arbeit seinem Freunde oder einem Freunde lieber eine Epistel auf schönem, kräftigem Büttenpapier zusendet, als auf einem Bogen mit Wasserlinien und Firmentempel? Oder soll die glückliche Braut die Ergüsse ihres Herzens durchaus auf einen schmutzigen, schlichten weißen Blatte niederschreiben? Gewiß, der Inhalt macht den Brief, und nächst dem Inhalt kommt diejenige Form, welche der Geist, das richtige Gefühl, die Erfahrung des Schreibens schafft. Aber gleichgiltig ist auch die äußere Gestalt eines Briefes nicht. Auch sie dient zum Maßstab für das Empfinden und für den Tact des Ablesers. Und wie man zumal eine Frau am sichersten nach der Art, wie sie sich kleidet, wird beurtheilen können, so vermag man auch aus dem äußeren Gewande, das sie einem Briefe giebt, stets auf sie selbst zu schließen.

Mit dem Luzus hat die Ausstattung der Papier-Kassetten also nichts zu schaffen, — sie ist lediglich eine Sache des guten Geschmacks. Der gute Geschmack, auf gekläuertem Gefühl für das Schöne begründet, muß auch allein bei der Auswahl unseres Briefpapiers und all' seiner vielgestaltigen modernen Erfasnmittel entscheiden.

Die heutige Industrie erleichtert und erschwert uns die Wahl allerdings zugleich. Sie erschwert sie uns durch ihre fast übergroße Mannigfaltigkeit, durch ein beinahe allzuhäufiges Jagen nach neuen und originellen Motiven. Sie erleichtert sie uns dagegen, indem sie sich von wirklichem künstlerischen Sinne leiten läßt und mit höchst anerkanntem Verstandniß jeden Fortschritt der Technik, sei's in der Papierfabrikation selbst, sei's auf den Gebieten der vervielfältigenden Künste, ihren besonderen Zwecken dienstbar macht. Es ist in der That keine Frage: der gewaltige Umchwung, der in dem gesammten Kunstgewerbe seit etwa zwei Jahrzehnten hervorgetreten ist, spiegelt sich auch in den Papier-Ausstattungen in der vortheilhaftesten Weise wieder. Wenn wir Aelteren an unsere eigene Jugend zurückdenken, erinnern wir uns sicher nur mit Schrecken der bunten „Papeerierien“ und der geschmacklosen Briefbogen mit steifen oder wirt und stillos verzerrten Monogrammen, welche damals so ziemlich das Alpha und Omega des Luzuspapiers bildeten. Selten, sehr selten kam dann einmal aus Frankreich oder von jenseits des Kanals ein wirklich hübsches, in gediegenem Material ausgeführtes Billet in unsere Hände, und es wurde sicher, wenn es nur einen leidlich guten Geschmack zeigte, wie ein Wunderkind aus der Ferne angestaunt. Heute hat sich das Verhältniß umgekehrt: Deutschland und Oesterreich, — Berlin und Wien, — stehen an der Spitze der gesammten Industrie, ihre großen Fabriken befriedigen nicht nur den inländischen Bedarf, sondern sie liefern auch enorme Quantitäten für den Weltmarkt.

Wenn der Fortschritt zum Besseren wirklich sehr bedeutend ist, so wird man freilich doch kaum behaupten dürfen, daß er bereits einen völlig befriedigenden Abschluß erreicht hat. Ich scheue mich nicht, es auszusprechen: der Geschmack des Publicums selbst hat mit dem technischen und künstlerischen Können der Fabrikanten nicht ganz gleichen Schritt gehalten! Der Käufer ist jedoch schließlich, — leider, möchte ich fast sagen, — derjenige, welcher das Heft in der Hand hat, er schreibt dem Fabrikanten seine Gesetze vor, der Letztere kann nur sehr vorsichtig, sehr allmählig auf die Geschmacksdrückungen und die meist durch übermäßige Concurrenz stark gedrückten Preise einwirken. So sehen wir denn neben wirklich tadellosen, aus vortrefflichem Material angefertigten, künstlerisch ausgestatteten Sachen immer noch eine Ueberfülle höchst mittelmäßiger Waare, auf welche das geflügelte Wort „billig und schlecht“ nur allzu gut paßt. Ein flüchtiger Ueberblick in jeder Papierhandlung beweist, daß Dem so ist: da stehen in langen Reihen elegante Cartons, — sie sind meist das Beste an dem ganzen Artikel, — mit dem elendesten, buntgedrönten Holzschliffpapier angefüllt, verziert mit schlechtgezeichneten Monogrammen und farbig überladenen Skizzen, die meist schon durch ihre im Verhältniß zum Format des Briefbogens übertriebene Größe beweisen, daß sie ohne jedes künstlerische Verstandniß angefertigt wurden. Aber auch unter den „besseren“, soll heißen, theureren Sachen finden wir immer noch Gegenstände, die ein wahres Grauen hervorrufen können; so manche, an sich hübsch ausgeführte Zeichnung auf irgend einem leichten, düstigen Billet präsentiert sich mit einer Schwere, einer Wucht, die mit ihrem Zweck in gar keinem Einflange steht, bei so manchem Briefbogen tritt die Sucht zu blenden, das Auge zu reizen und zu bestechen, geradezu peinlich hervor. So lasse ich mir z. B. einen Briefbogen mit hübsch gezeichneten Sport-Emblemen gewiß gefallen; was soll man aber zu einem Papier sagen, das mit ineinandergeschlungenen, maßigen Hülsen völlig bedeckt ist? Was soll man von Briefbogen halten, die carrirten Hemdenstoff in der technisch vollendetsten Weise imitiren? Die



Der erste Zahn. Von G. Baugniot. — Siehe Seite 45.

Sucht, originell, um jeden Preis originell zu sein, fördert leider nur zu häufig die unfinnigsten Zusammenstellungen zu Tage.

Das Papier, auf welchem wir unsere Correspondenz er-
 ledigen, soll dem Inhalt derselben sich auch äußerlich anpassen,
 das ist der oberste Grundlag, den wir stets festhalten müssen.
 In ersten Briefen eignet sich ein blutgeidneter, parfümter
 Bogen mit lächelnden Grazien ebensowenig, wie man zu einem
 heiteren Gedankenaustausch nicht ein Billet mit Trauerrand
 wählen wird. Auch die Persönlichkeit des Schreibers und des
 Adressaten bedingt eine gewisse Rücksichtnahme; ein junges
 Mädchen, das Briefbogen mit Jagd-Emblemen benützt oder auf
 jedem ihrer Billets den Riesenkopf eines Neufundländers
 zeigt, macht sich meiner Ansicht nach ebenso einer Verletzung
 des guten Geschmacks schuldig, wie ein Herr, welcher einer
 Dame einen Brief auf einem Bogen schreibt, der links oben
 in der Ecke ein Duseifen mit einer auegesteckten Heppische
 trägt. Für den Mann eignet sich mehr das kräftige, rauhere
 Büttenpapier, — ich habe übrigens den unbekannteren Bogen
 keinen rechten Geschmacks abgewinnen können, — für die Frau
 ein zierliches, glattmattiertes Material. Auch das Format will
 berücksichtigt sein; es sieht stets geübt aus, wenn ein Herr
 sich mit Vorliebe ganz kleiner Bogen und winziger Karten
 bedient, während besonders für eine jüngere Frau, für ein
 Mädchen darin nichts Auffallendes liegt. Ich glaube übrigens,
 in dem Gebrauch der ja bisweilen sehr „practischen“ Karten,
 der billet de correspondance, thut eine gewisse Vorsicht gut.
 Man sollte sie eigentlich nur innerhalb des engsten Bekannten-
 kreises anwenden, sie tragen etwas von dem leidigen Charak-
 ter der offenen Postkarte an sich, das leicht verlegt.

Im Allgemeinen stehe ich nicht an, dem einfacher ausge-
 statteten Papier stets den Vorzug zu geben. Je einfacher die
 Ausstattung, desto besser ist meist das Material, das nie
 vernachlässigt werden sollte, — gerade seine wirkliche Ge-
 diegenheit läßt einen Brief vornehm erscheinen. Auch auf
 die Zeichnungen läßt sich der gleiche Grundsatze anwenden:
 eine kleine, wirklich künstlerisch entworfene, vielleicht nur
 einfarbig ausgeführte Arabeske, eine led hingeworfene Fe-
 derzeichnung wirkt unendlich angenehmer, als ein buntes,
 breites Sujet. Keine Verzierung darf an sich die Aufmerk-
 samkeit des Empfängers beanspruchen, sie soll und muß viel-
 mehr stets nur ein anmuthiges Beiwerk bilden. Deshalb sind
 auch große, schwere Monogramme nur ausnahmsweise zu-
 lässig, ich wenigstens halte z. B. jene Billets, deren dritten
 Theil zwei langgestreckte Goldbuchstaben einnehmen, für wenig
 geschmackvoll. Wirkliche Vornehmheit vermeidet Alles, was, wie
 der Berliner sehr bezeichnend sagt, „praantichig“ aussehen könnte.
 — „Gelaut ist, was gefällt!“ darf man vielleicht für die
 Papier-Ausstattung unserer Schreibtische mit gutem Recht
 sagen, und die ewig schaffende Mode sorgt ja auch auf diesem
 Gebiete dafür, daß an dem, was gefällt, kein Mangel eintritt.
 Darauf freilich kommt es sehr an, wessen Gefallen ein neues
 Sujet erringt; der maßhaltige Abtast irgend eines Artilets
 entscheidet nach dieser Richtung hin sehr wenig, allein ent-
 scheidend ist nur das Urtheil des wirklich geläuterten, des
 guten Geschmacks.

Radbruch verboten.

Aus dem Salon für den Salon.

Mauderei von Anna von Kräden.

„Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt.
 Der Rose ist der Stachel beigelegt.
 Ich glaube gar, die lieben, holden Engel
 Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel.“

„Ach, gehen Sie mir mit Ihrem ironischen, pessimistischen
 Citat.“

„Das sagt Deine, meine Gnädigste.“
 „Beweist gar nichts. Wenn Deine heute noch unter uns
 lebte, würde er ganz anders sprechen.“

„Sie sind also der Ansicht, daß die Welt, und speciell die
 menschliche Gesellschaft, — ich sehe ganz ab von den lieben,
 holden Engeln, — innerhalb der letzten Jahrzehnte an Vollkom-
 menheit gewonnen habe?“

„Ich glaube, daß der Begriff der Vollkommenheit ein rela-
 tiver, von den individuellen Anschauungen abhängiger ist. Die
 Don Quixoterie ist noch nicht ausgestorben. Gar Mancher
 sieht eine Dulcinea von Tobejo, wo der Andere nur die plat-
 teste Alltäglichkeit erblickt. Und Sie selbst, lieber Freund,
 wenn Sie mit mir lesthin die Räume des Grafen S. hätten
 betreten können, als derselbe eine musikalisch-dramatische Soiree
 bei sich veranstaltete, Sie würden, gleich dem Ritter von La
 Mancha, lauter Dulcineen zu sehen geglaubt haben.“

„Beweist?“

„Beweist, daß die heutige Mode eine Vollkommenheit er-
 reicht hat, wie nie zuvor. Sie kennt kein Alter, es giebt thät-
 sächlich keine alten Frauen mehr. Sehen Sie sich um in die-
 sem Salon, der eine Menge von Damen vereint, unter denen
 sich doch manche befinden, welchen der unerbittliche „Genealo-
 gische“ auf Jahr und Tag schon eine gesellschaftliche Blüthezeit
 von einigen Decennien nachweist. Sie aber erblicken nur jugend-
 liche, mehr oder minder reizende, immer jedoch graziose Er-
 scheinungen, Meisterwerke der Toilettenkunst.“

Man hat Rogebue's „Respectable Gesellschaft“ gegeben, ein
 Stück, das, wie Sie sehen, nicht neu und noch weniger
 originell und wigig ist, aber den aristokratischen Darstellern
 Gelegenheit gegeben hat, sich in den kleidsamen Kostümen der
 Popszeit zu zeigen. Der Vorhang ist gefallen, als wir
 eintraten, der musikalische Theil des Programms hat seinen
 Anfang genommen, und die Gesellschaft hat sich in zwanzigen
 Gruppen zusammengeleitet und jenen Anschein von wirklicher
 oder gemachter Sammlung und von Intelligenz gezeigt, ange-
 nommen, der bei wohlgezogenen Leuten während der Musik
 nun einmal unerlässlich ist, und Gelegenheit zu so hübschen
 Stellungen giebt.

Die junge Dame, welche soeben auf das Podium geleitet
 worden ist und noch ein wenig an der Geige stimmt, gehört
 in der That zu den begabten Dilettantinnen, sodas man eines
 wirklichen Genusses gewärtig sein darf; sie ist übrigens die
 Tochter eines unserer edelsten Geschlechter. Die schlank empor-
 geschossene Gestalt umschließt ein Kleid von weißer Seiden-
 Gaze, das mit erhabenen gestickten großen Rosenknospen von
 mattroter Seide überkreuzt ist. Die Garnitur der blusenartigen,
 ärmellosen Taille, auf Brust und Rücken sehr tief und wigig
 ausgeschnitten, ist tuchartig über einander gelegt und auf den
 Schultern mit rosa Noire-Schleifen zusammengehalten, die
 Bewegung der Arme völlig frei lassend. Eine geknäufte Schärpe

aus rosa Noire vollendet die in ihrer Einfachheit effectvolle
 Toilette, welcher weder Blumen noch Schmuck hinzugefügt
 sind. Nur das dunkle, krause Haar der jungen Dame schmückt
 zwei schmale, ansehnliche Goldspangen.

Unweit von ihr auf dem dunklen, hochlehnigen Armstuhle,
 nahe dem Kamin, hat die Hausfrau Platz genommen und
 das hübsche, hellblonde Köpfchen nachdenklich in die Hand ge-
 stützt. Schleppe und Taille ihres Kleides zeigen breite Sam-
 metstreifen in der Farbe der Pfirsichblüthe auf einem Unter-
 grunde von opalfarbenem Atlas. Tablier und Plastron sind
 aus silberdurchwirktem Crepe hergestellt und mit Pfirsichblüthen
 und rosa Federn überreich geschmückt, und die kostbaren Per-
 len der jungen Frau, welche die Mode jetzt nur ungern um
 den Hals sieht, zieren den Ausschnitt des Kleides, während im
 Haar, das nach dem Beispiele der österreichischen Kronprinzessin
 in eine Flechtkrone geordnet ist, ein großer Schmetterling
 aus rosa Federn mit Brillant-Augen auf seiner goldener
 Spirale hin und her zittert.

An ihrer linken Seite sitzt, gerade und straff, die dunklen,
 strengen Augen auf die junge Geigenpielerin gerichtet, die
 Mutter des Hausherrn, in dunkelrothem Brocat mit Gold-
 spitzen, rothe Federn mit Goldspitzen-Rosetten in dem noch
 reichen, schwarzen Haar. Hinter den Beiden aber lehnt ein
 junger Anach, der einer unserer auswärtigen Votivschäften
 augenblicklich zuertheilt ist, aber seinen verlängerten Weih-
 nachts-Urlaub in der Heimath verbringt, und als ein in Di-
 lettantkreisen geschätzter Sänger, bei keiner musikalischen Soiree
 fehlen darf. Sein feingekämmtes, brünettes Gesicht hebt sich
 scharf von dem weißen Stud des Kamins ab, und wie seine
 Hand zerstreut mit den Quasten des Sessels spielt, kommt ein
 schmaler Goldreif zum Vorschein, der sein Handgelenk um-
 schließt, mit einer Münze daran.

„Ein Bettelarmband! Alte Geschichte!“

„Unterbrechen Sie mich nicht, lieber Freund. Sie sind be-
 leidigt in Ihrer Annahme, ich werde Ihnen von einer so
 veralteten Institution sprechen, wie das Bettelarmband. Die
 in Rede stehende Münze wird zwar auch schon von Vielen ge-
 tragen, ist aber doch noch jüngerer Datums. Es ist ein Zehn-
 markstück, das auf der Kopfseite entweder die Worte: „Gott
 erhalte den Kronprinzen“, oder „Gott schütze den Kaiser“ trägt,
 ein Ausdruck der Theilnahme und Sympathie, welche Deutsch-
 lands Söhne und Töchter mit unserem geliebten Kaiserhause
 verbindet. Sie bemerken das gleiche Armband bei Vielen der
 Anwesenden.“

„Ich frage Sie nun auf's Gewissen: Glauben Sie nicht,
 daß diese Gruppe, welche ich Ihnen soeben skizzirte, würdig
 wäre, von dem Pinsel eines Malers verewigt zu werden? Und
 sind Sie noch nicht zufrieden, so bilden Sie dort in das
 bunte Durcheinander. Jene statliche Bierzergerin in der
 flachengrünen Sammettschleppe mit dem herrlichen Brüsseler
 Spitzenrock und den strahlenden Diamantsternen, die Frau
 von...“

„Sie scherzen! Die Dame kann doch die Dreißig kaum er-
 reicht haben?“

„Ah, sehen Sie, das ist der Triumph der Mode und
 Toilette. Hoch lebe Pineaud und die Kosmetik! Ich versichere
 Sie, die Dame hat die Bierzig längst überschritten, und doch
 sieht sie kaum von der jungen Frau ab, die neben ihr in dem
 weißen, mit Schmelz, Ebenholz und Seide gestickten Füllkleide
 steht, à l'enfant frisiert ist, und die ihre Tochter sein könnte.
 Im Gegenheil; die prächtige Wüste und die herrlichen Arme
 der Älteren bilden einen harmonischen Contrast zu den zar-
 ten, fast noch kindlichen Formen der Jüngerer, und lassen
 ahnen, was sich aus diesen einst entwickeln kann. Gesehen
 Sie, daß Deine, wenn er heute lebte, wenigstens der Mode,
 wie sie jetzt ist, nachdem sie den Reifrock verbannt, die Frauen
 voll zur Geltung gelangen läßt, und Stoffe und Farben in
 verschwenderischen Nuancen neben unzähligen anderen Hülf-
 mitteln zur freien Wahl stellt, den Anspruch an Vollkom-
 menheit nicht verlagern würde.“

„Aber, meine Gnädigste, Sie haben einen wichtigen Punkt
 außer Acht gelassen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie darauf
 aufmerksam mache, — die Füße der Damen, diese schiffartigen,
 langen Institute, mit schier endlosen, aufwärts strebenden
 Schnabelspitzen und breiten, platten Abköpfen, die Mirza
 Schaffy's Ausruf: „Seh ich Deine kleinen Füßchen an, so be-
 greife ich nicht, daß sie so viel Schönheit tragen können“, zu
 einer Ironie stempeln.“

„Ah, Sie haben Recht. Die Füße sind ein dunkler Punkt
 in der Geschichte der heutigen Mode. — Nun denn, ich gebe
 Ihnen und Deine die Füße preis!“



Radbruch auch im Einzelnen verboten.

Prinz Oskar von Schweden und seine Verlobte. Siehe die
 Portraits, Seite 41. — Wenn die Nachricht von der Verlobung
 des Mitgliedes eines fürstlichen Hauses durch die Zeitungen geht,
 so fehlt selten die Bethenerung, daß man es in diesem Falle mit
 einem Verlöbniß aus reiner Reizung zu thun habe. Auch bei
 der Verlobungs-Anzeige des zweiten Sohnes des Königs von
 Schweden, des Prinzen Oskar, Herzogs von Gothland, fehlte dieser
 Zusatz nicht. Und doch hätte es gerade in diesem Falle seiner am
 wenigsten bedurft. Daß diesen Bund zweier Herzen wirklich die
 Liebe geschlossen, dafür zeugen am besten die Verhältnisse der
 Braut, und die Opfer, welche Prinz Oskar von Schweden seiner
 Verlobten bringt. Fräulein Ebba Henrietta von Mund zu
 Fulkila stammt aus einem alten finnländischen Adelsgeschlecht,
 ihr verstorbener Vater war schwedischer Oberst, ihre noch lebende
 Mutter ist eine geborene Freiin Geberström. Als dieselbe Hof-
 dame bei seiner Schwägerin, der Kronprinzessin Vittoria von
 Schweden war, lernte Prinz Oskar seine jegige Braut kennen.
 Ihre gemeinschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Wohl-
 thätigkeit und Armenpflege, — Prinz Oskar ist Begründer und
 Vorsitzender eines Vereins „Für das Wohl der Glenden“, Fräu-
 lein von Mund wurde die Freundin seiner königlichen Mutter
 und ihre Vertraute bei ihren Werken der Barmherzigkeit, — lehrte
 sie einander lieben. Nicht ohne Kampf und ohne Opfer hat der
 Prinz es erreicht, daß der König von Schweden seine Einwilligung
 zu dem Bunde gab. Er hatte ein Jahr der Prüfung durchzu-
 machen, während dessen er seinem seemannischen Berufe fern von
 der Heimath und der Geliebten lebte, und mußte auf alle Rechte
 der Thronfolge und auf den Titel „Königliche Hoheit“ Verzicht
 leisten, ehe seine Verlobung veröffentlicht und von seinem Vater
 sanctionirt wurde. Jetzt weilt das Brautpaar. — Prinz Oskar

ist am 15. November 1859, Fräulein von Mund, eine dunkle
 Blondine von mittlerer Größe und schlanker Figur, 1858 geboren,
 also ungefähr ein halbes Jahr älter als ihr Verlobter, — mit
 der Mutter des Bräutigams, der Königin von Schweden, in Eng-
 land, wo am 15. März im Beisein des Königs und der beiden
 jüngsten Brüder des Bräutigams die Hochzeit stattfinden wird.

Der erste Zahn. Von G. Vauguiet. Siehe das Bild,
 Seite 44. — Welch kindergesegnetes Ehepaar wüßte nicht die
 Bedeutung des ersten Zahnes zu würdigen! Es ist noch etwas
 Anderes damit, als mit dem ersten Lächeln, dem ersten Worte,
 dem ersten selbständigen Schritt des Kindes. Das Alles sind
 scheinbar mühelos erreichte Resultate der fortschreitenden Entwicke-
 lung, — der erste Zahn ringt sich unter tausend Schmerzen an
 das Tageslicht. Das Kind schreit, die Mutter schläft nicht, die
 Amme droht, den Dienst zu kündigen. Woher alle die Anruhe!
 — Der Kleine zähnt! Endlich ist er da, der erste von den zwei-
 unddreißig, mit denen er gesegnet sein wird. Das Weiden, die
 Anruhe sind damit nicht vorüber, aber er ist doch die Gewähr da-
 für, daß nach dem Sturm auch wieder Stille eintreten wird.
 Nun kommt herbei, ihr Tanten und Pathen und seht euch das
 Wunder an! Vielleicht sind es drei Feen im Nooco-Kostüm, die
 bei diesem ersten Zahn dem Kinde ihre Wünsche in die Wiege
 legen. Dann wird die erste sprechen: „Niemals sollst Du Schmerz
 an Deinen Zähnen empfinden.“ Die zweite aber sagt: „Haare
 sollst Du auf den Zähnen haben, damit Du den Kampf des Le-
 bens leichter kämpfst.“ Und die dritte im Hintergrunde, die
 eigentlich nach ihrer schwarzen Gewandung die böse Fee sein wüßte,
 aber sich doch gegen diese Rolle kränkt im Angesicht des kleinen
 Menschenkinde, kleidet ihren Wunsch in folgende Worte: „In das
 Gras sollst Du beißen, aber erst, nachdem Du den letzten Zahn ver-
 loren hast.“ Hoffen wir, daß alle drei Wünsche in Erfüllung gehen.



Berlin. — Die Versorgung der Witwen und Waisen
 von Professoren der preussischen Universitäten soll dem-
 nächst einheitlich geregelt werden. Bisher herrschte betreffs der
 Bismarck-Kassen an den einzelnen Universitäten eine große Ver-
 schiedenheit. Nunmehr aber werden sämmtliche für diesen Zweck
 bestimmte Fonds in das Eigenthum des Staates übergehen und die
 Pensionen künftig alle aus der Staatskasse gezahlt werden. Die
 Unterhandlungen über diese Angelegenheit sind gegenwärtig im Gange.

Schwerin. — Die Großherzogin-Witwe Alexandrine
 von Mecklenburg, die Schwester des deutschen Kaisers, vollendete
 am 23. Februar ihr 85. Lebensjahr. Die hohe Frau ist in Ber-
 lin in dem damaligen königlichen Palais, welches gegenwärtig der
 Kronprinz bewohnt, geboren, während in den Räumen des Palais
 gerade ein Hofball stattfand. Die Königin und ihre Oberhof-
 meisterin, Frau von Boff, hatten vor Mitternacht den Ball ge-
 räumlos verlassen, und das Fest nahm ruhig seinen Fortgang.
 Die Paare drehten sich flott im Tanze, als sich plötzlich die
 Flügelthüren öffneten und Frau von Boff, sonst die Etiquette
 selbst, im Nachkleide, den Schlafrock darüber geknüpft, herintrat
 und dem Könige die Geburt eines Töchterleins verkündete. In
 dem Saale erregte diese Erscheinung der vierundsechzigjährigen
 Oberhofmeisterin große Heiterkeit; Fürst Wittgenstein, der wichtige
 Oberammerherr, ließ die Scene malen und überreichte der Frau von
 Boff an deren Geburtstag am 11. März 1803 das Bild mit einem
 launigen Gedicht. Die Großherzogin Alexandrine ist bereits seit
 45 Jahren Witwe. Unter den nichtregierenden Fürstinnen steht
 ihr an Alter die frühere Kronprinzessin Wilhelmine von Däne-
 mark, jetzt Witwe des Herzogs Karl von Schleswig-Holstein, ge-
 borenen 1808, wohl am nächsten. Unter den regierenden Fürstinnen
 ist die deutsche Kaiserin die Älteste; ferner befinden sich in höherem
 Alter die Königin Luise von Dänemark, geboren 1817, die Königin
 Victoria von England, geboren 1819, die Herzogin Alexandrine von
 Sachsen-Coburg, geboren 1820, die Kaiserin Theresie von Brasilien,
 geboren 1822, die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar und die
 Herzogin Agnes von Sachsen-Altenburg, beide im Jahre 1824 geboren.

München. — Die Königin-Mutter besuchte jüngst ihren
 unglücklichen Sohn, den geisteskranken König Otto, in Fürstentried,
 und bei dieser Begegnung der gräfin Fürstin mit dem betlagens-
 werthen Monarchen spielte sich eine ergreifende Scene ab. Be-
 gleitet von einem Hofbeamten und einem Arzte, betrat die hohe
 Frau das Zimmer, an dessen Fenster völlig theilnahmlos der
 König stand, mit den Fingern an die Scheiben trommelnd. Die
 Königin ging auf Otto zu und rief ihn an, doch der König lehnte sich
 nicht um, er schien nicht zu hören. Mit Thränen in den Augen
 sagte die Königin-Mutter in kurzen Pausen mit mütterlicher Zärt-
 lichkeit, die ihre Begleitung tief bewegte: „Otto! Otto! Hörst Du?“
 Ihr ward keine Antwort; erst einige Zeit später gab der arme
 Monarch lallende Laute von sich. Er erkannte die eigene Mutter
 nicht und trommelte gleichmüthig, unbekümmert um die Anwesen-
 den, an der Fensterscheibe weiter, starr auf die in Schnee gehüllte
 Landschaft blickend. Plötzlich zuckte Otto zusammen, sein Blick
 fiel auf die auf dem Fensterbrett liegende Cigarette, die er rasch
 erfaßte und, sich aufrichtend, rief er spröden, fast hart klingenden
 Tones: „Feuer!“ Ein nochmaliger Versuch der hohen Frau, den
 Sohn für einen kurzen Moment aus der geistigen Annäherung
 zu reißen, blieb gleich den früheren völlig vergeblich. Schmerz-
 bewegten Antlitzes wandte sich die Königin-Mutter ab und ver-
 ließ mit ihrer Begleitung das Zimmer ihres Sohnes. Den
 Theilnehmern an dieser erschütternden Scene drängte sich die
 Ueberzeugung auf, daß die geistige Annäherung des Königs den
 höchsten Grad erreicht haben muß, denn vor nicht zu langer
 Zeit vermochte er auf Augenblicke noch einzelne Personen zu er-
 kennen. Auch das körperliche Befinden wird als nicht günstig
 geschildert.

Stuttgart. — Vor kurzem ist hier die Gräfin Hendel
 von Donnersmarkt, die als Caroline Ost in den vierziger
 Jahren hochgefeierte Prima Ballerina, nach längerem Leiden ge-
 storben. Sie galt als eine der bedeutendsten Tänzerinnen ihrer
 Zeit. König Wilhelm von Württemberg hatte sie in Paris aus-
 bilden lassen. In der französischen Metropole feierte sie auch ihre
 größten Triumphe als Tänzerin, zog sich aber nach ihrer Verhei-
 rathung mit dem Grafen Hendel von Donnersmarkt von der Bühne
 zurück.

Wien. — Prinzessin Maria Lubmilla Arenberg, Toch-
 ter des verstorbenen Herzogs Engelbert und der Herzogin Eleonore
 Arenberg, hat sich mit dem Erbprinzen Carl von Croh-Dälmen,
 dem Bruder der Erzherzogin Isabella, verlobt.

— Fürstin Pauline Metternich bereitet, gleichwie im Vor-
 jahre, Theater-Vorstellungen zu wohltätigen Zwecken unter Mit-
 wirkung von Mitgliedern des hohen Adels vor. Dieselben werden im

Palais des Fürsten Liechtenstein stattfinden. Außer der fürstlichen Beranfallerin werden Gräfin Potoda, die Comtesse Schönborn, Graf Bodnagly-Liechtenstein und vielleicht auch Fürst Schwarzenberg mitwirken. Zur Aufführung soll ein Stück, welches im Rococo-Zeitalter spielt, ferner ein Vaudeville und eine kleine Posse gelangen.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wien. — Eine höchst pikante Neuheit ist die Toque aus Rehsleder. In einfacher Ausstattung und grauer Farbe bildet sie die echte Ergänzung des Kautschuk-Mantels. In jeder beliebigen Ausstattung und Farbe, — mit Sammet eingefast und einem „Gestell“ oder Bandoaufzug, — ein überaus practischer Straßenhut, so recht geeignet, dem Filz- und Lodenhut Concurrenz zu machen.

— Was die offenen Filzhüte betrifft, die mit den wärmeren Tagen wieder in volle Activität treten, spricht und „verarbeitet“ man viel in der Form „Directoire“. Im Nacken sich krempellos der Kopfbildung anschmiegend, erweitert er sich vorn zu einer ungeheuren, gerade aufsteigenden Krempe, deren Umfang ein reiches Arrangement erfordert, das zumeist in abshattirten Straußfedern und gleichem Band besteht. Doch wählt man auch Changan-Seide, — und in zwei verschiedene Farben gestreiftes Jaille-Band; Picot-Band ist veraltet. Zu hellen Hüten nimmt man dunkles Band in absteigender Farbe; zu Gelb Dunkelblau, zu Eisenbeinfarben oder Dunkelroth Schwarzgrau.

Paris. — Auf den letzten Bällen und offiziellen Soirées tragen die Toiletten im Stil Ludwigs XV. über alle anderen den Sieg davon. Wird durch diese Begünstigung der Mode einer früheren Zeit jede Gesellschaft zu einer Art Kostümfest, so muß man doch zugestehen, daß sie den Anstoß gegeben zur Wiedererzeugung jener herrlichen Seidenstoffe, deren Reste nur noch in Museen vorhanden waren. Leider ist der hohe Preis dieser Stoffe, — 50—70 Francs der Meter, — nur für sehr reiche Leute erschwinglich. Allerdings braucht man ein verhältnißmäßig geringes Maß. Die Farbe dieser Roben ist stets sehr hell, der Rock z. B. mattrosa mit moosgrünen Schleifen, das Ueberkleid buntgeblümt auf crèmesfarbenerm Grunde.



— Zur Besuch- und Empfangs-Toilette werden Saphir- und Gletscherblau gegenwärtig sehr bevorzugt. Beide Nuancen wirken zusammen überaus reizvoll, besonders wenn das Ganze noch durch Füll-Garnituren mit Goldstickerei gehoben wird. Unsere Abbildung zeigt den Rock aus gletscherblauer Fäule, das hinten tief herabfallende Ueberkleid aus saphirblauem Sammet. Den vieredigen Ausschnitt ergänzt ein Füll-Chemiset in der Art der Rodbergierung, welches man am Tage mit heller Seide unterlegt, sodas dasselbe Kostüm verschiedene Zwecke erfüllt.



— Mit großer Freude wird das Wiedererkeinen der schönen, schmiegamen, starkgerippten Popeline begrüßt, von denen man sich lange Zeit ganz abgewendet hatte. Wohl blieb eine Art dieses Stoffes für Ueberkleider stets im Gebrauch, doch war dieselbe hart und spröde und zur eleganten Toilette nicht verwendbar. Die neuen Popeline eignen sich im Gegentheil gerade für große Toilette und sind in hellen Farben noch schöner, als in dunklen. Eine Prinzess-Robe aus dieser Popeline in rosigem Heliotrop mit langen glatten Aermeln war hinten geschürzt und von der Taille an in breite Falten gelegt. Die Ausstattung bestand aus schwarzen, geschliffenen Jet-Perlen und einer Draperie aus schneeweißem Krepp von der Farbe des Kleides. Dasselbe war für eine junge Witwe in Halbtrauer bestimmt.



— Zusammenstellungen von zweierlei Tuch in harmonisierenden Nuancen, wie z. B. Seerottbraun und Raffergelb sind das Reneste auf dem Gebiete der wollenen Kostüme. Das hellere Tuch erscheint als Unterkleid, dessen Rock, Taille und Aermel schmale, sehr weilaufige Falten bilden. An jeder Seite des Rockes steigen ausgeschlagene dunkle Volants keilförmig auf, die zur Hälfte eine Tunita aus hellem Tuch verdeckt. Die Taille umschließt ein kurzes, dunkles Nieder, welches jedoch ebenso wie der Krager gesondert hergestellt ist, sodas jedes beliebig angelegt



werden kann. Eine dreifache Pelicine beider Nuancen vervollständigt sehr hübsch und zweckmäßig dieses für jedes Alter und jede Gestalt passende Kostüm.

Die letzten Neuheiten in Hüten verkünden bereits die Frühjahrs-Mode, und es geht deutlich daraus hervor, daß die Krempe vorn sehr hoch aufgeschlagen und darunter eine Spange mit einer Blume oder Schleife befestigt sein wird. Unter den zur Toilette passenden Hüten ist die seidene, mit durchbrochener Gold- oder Silber-Passementerie bedeckte Capote zu nennen. Die Seide stimmt mit der Farbe des Kleides überein; dunklerer Sammet füttert die Krempe. In der Wahl der Federn zeigt sich hauptsächlich ein feiner Geschmack.

Die Jersey-Taille steigt wieder in der Gunst der Damen, da sie, ohne die Schlantheit zu beeinträchtigen, als Weste zu den Jäckchen-Kostümen getragen werden kann. Außer diesen verhältnißmäßig ein-



mentlich für junge Mädchen sehr anmuthige Tracht.

Schon beginnt man, die Kleinen leichter zu kleiden. Das wattirte Mäntelchen macht dem einfach gefütterten Plag. Dieses besteht meist aus Sammet in Schieferblau mit rosa Surabfutter. Giselirte Goldknöpfchen halten die Revers, und ein Ruff aus demselben Tuch giebt dem hübschen Kinderkostüm noch einen halb winterlichen Anstrich, während das mehr als je übliche gestickte Kleiden mit farbigem Unterzeug schon ganz sommerlich anmuthet.



fachen Taillen sieht man sehr elegante, die über und über mit Gold gestickt sind. Eine dritte Art imitiert eine ausgeschliffene Taille mit Chemiset und besteht aus zwei Theilen: die Taille z. B. aus braunem Jerich, das Chemiset so wie die Aermel-Ausschläge aus blauem, mit Soutache besetztem Stoff. Den Rock wählt man zu leichterem passend. Eine leicht



Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ueber Brandmalerei.

Die Pyrographie oder Brandmalerei wird heute noch von den Meisten lediglich als eine angenehme die Zeit vertreibende Spielerei für Dilettanten betrachtet; es sei uns daher vergönnt, hier auf die Bedeutung der Pyrographie auch für das Kunstgewerbe hinzuweisen. Um eine wirklich künstlerisch wirkende Arbeit mit dem Brennstift auf Holz oder Stoff zu schaffen, muß man vor Allem zeichnen können. Es genügt nicht, die vorgezeichneten Muster nachzuzichnen, und wenn der Stift den Strich nicht trifft, eben einen anderen daneben zu stellen, — man muß sich der Sache völlig bewußt sein, jeden Strich vorher überlegen und den Stift mit unbedingt sicherer und geübter Hand über das Material gleiten lassen, sicherer noch als den Zeichenstift, dessen mißglückte Striche sich ausradiren und durch neue ersetzen lassen, während die Spuren des Brennstiftes unausstilgbar sind. Schon aus diesem Grunde trifft die Auszubildung, die Pyrographie sei nur eine Spielerei für Dilettanten, nicht zu. Die Brandmalerei gehört vielmehr zu dem vielverzweigten Gebiet des Kunstgewerbes.

Neben den Sachen und Sächelchen, die von kunstgeübter Hand gefertigt, zum Verkauf in die Magazine wandern oder als Geschenk direct in andere Hände übergehen können, wollen wir auch einige jener Möbel und Geräthe erwähnen, die geschmückt mit den Zeichnungen des Brennstiftes, unser Heim zu verschönern berufen sind.

Schon in der technischen Nummer vom 24. April 1887 übergaben wir unseren Lesern das Muster und die Technik zu einer wahrhaft prachtvoll wirkenden spanischen Wand in bronzierter Brandmalerei auf Sammet. In eben derselben Weise sind Portiören, Vorhänge, Decken jeder Größe z. herzustellen, und zwar kann der

kostbare Seidenfammel durch Velveteen oder Tuch ersetzt werden; ersterer wirkt zwar nicht so vornehm als der echte Sammet, — es wird dazu möglichst dichter, hochfloziger Sammet empfohlen, — erscheint aber, besonders bei bedeckenden Mustern, durchaus elegant, während das Tuch die Concurrenz des Sammets ganz und gar ausbält und sich siegreich neben diesem Stoff behauptet. Der Brennstift wird auf Sammet jene füllende Technik am wirkungsvollsten ausüben, wie sie in der Nummer vom 24. April durch Illustrationen erklärt wurde, denn die bronzierte Brandmalerei auf Sammet macht den Eindruck schwerer Goldstickerei, während das Tuch die feinsten Schattirungen gestattet und vom kräftigsten Dunkel bis zum lichtesten Sepia-Ton alle Scalen der Abtönung zuläßt.

Abgesehen von den aus neuem Stoff anzufertigenden Decken, kann man sich alte gedrückte Sammet-, auch Plüschbedcken durch ein über den ganzen Stoff sich ausbreitendes Muster völlig wie neu herstellen. Man vertheilt das Dessin geschickt über die schlechtesten Stellen, die der Brennstift leicht entfernt, bronziert das eingebraunte Muster, indem man dasselbe mit dem in einen dünnflüssigen Brei von Goldbronze und Najolita-Lack getauchten Vorstiftspindel contourirt, und die ehedem zum Ausrangiren bestimmte Decke ist wieder ein originelles Schmuckstück unserer Zimmer. Türkische und persische Muster werden sich hierzu am besten eignen. Unter den auf Stoff ausgeführten Gegenständen sei auch noch ein Spiegelrahmen erwähnt; man läßt ihn aus gewöhnlichem Holz, 65 zu 40 Cent. groß, beim Tischler schneiden, der auch das Oval in der Mitte herausnimmt und innen ausfüllt. Diese Holzplatte wird nun sauber mit Sammet oder Plüsch bezogen, auf dieses dann das Muster übertragen und in der Stickerei-Technik gefüllt gebrannt, worauf man das Gebrannte mit Goldbronze überzieht. In den Holz wird sodann eine geschliffene Spiegelplatte eingesetzt und die Rückseite mit Tapete oder dunter Cretonne bedeckt. Es empfiehlt sich, eine starke Holzplatte zu wählen, damit der Spiegel tief liegt und der gebrannte Rahmen ihn zu überragen scheint. Ein vorzügliches, freilich auch sehr kostbares Material für Brandmalerei ist das starke, weiße oder lichtbraun gefärbte Schweinsleder, das man zu Stuhllehnen für Speisezimmer, Abumdeckel, Bücher- und Schreibmappen-Einbände verwenden und mit dem Brennstift zu diesem Zweck reizend verzieren kann. Auf Leder brennt man am besten in starken, kräftigen Linien und in Schattirungen, welche groben, alten Stichen nachgahen sind, oder man läßt diese ganz fort und füllt die Linien mit bunten Oelfarben aus, welche Technik sehr wirkungsvoll ist. Am besten eignen sich Wappen, Monogramme und die ersten, edel gezeichneten Ornamente der Renaissance dazu.

Auch auf Holz lassen sich mannigfache Artikel schaffen. Schrant- und Bindischirm-Paneele, Tischplatten, Schilde zur Wand-Decoration, ja sogar große Bilder, Landschaften und Portraits kann der Brennstift auf Holz gleich dem feinsten, gewandtesten Zeichnstift, gleich jeder Reißfeder zeichnen. Ornamentale Decorationen, mit verschiedenen Holzfarben getönt, machen dadurch einen erhöhten Effect; bei Bildern des Landschafts- oder Figuren-Genres läßt man am besten den Sepia-Ton, den die Pyrographie hervorbringt, ungetönt stehen. Auch große Holzächer, mit Blüthenzweigen und Amoretten gebrannt, welche mit Aquarellfarben ganz zart und durchsichtig übermalt werden, sind reizende Artikel, die der Phantasie des Arbeiters einen großen Spielraum lassen.

Von unseren geschätzten Leserinnen besitzen gewiß noch Viele Bücherchränke, deren Glasthüren, seien sie in je zwei oder nur in ein Feld getheilt, uns ein Dorn im Auge sind, weil diese meist sehr geschmacklos und nach keinem Stil gearbeiteten Möbel unserm heutigen Geschmack nicht mehr zusagen wollen. Seidene Gardinen machen die Sache meist nur noch ärger und die Möbel kleinbürgerlicher, besonders wenn die Sonne sich dieser Vorhänge schon theilnahmlos angenommen und sie ausgebleichen hat. Die Aenderung ist, Dank der Pyrographie, eine sehr einfache. Man läßt sich vom Tischler an Stelle der Glascheiben furnirte Paneele von weißem Holz machen, verzieht diese mit Brandmalerei, die man mit bunten Tinten leicht und matt tönen kann, — was sehr effectvoll wirkt, — und setzt diese Paneele, nachdem sie gebohrt oder lackirt sind, — beides ist mehr zu empfehlen als selbst die beste Politur, — in die Schränke ein; ein hochelegantes Möbel steht dann vor uns, das wir eventuell noch durch Bronze-Beschläge in den Ecken, um die Schlüssellöcher und an den Kopfseiten vervollständigen können. Derartige Beschläge bezieht man durch Möbel-Fabrikanten, die dieselben, nach dem Pfunde berechnet, verkaufen. Wir geben zu diesem Vorschlag eine Zeichnung, die sich auch zu spanischen Wänden und Paneelen für neu herzustellende Schränke verwenden läßt. Das Dessin wird vollständig schattirt dem Holze eingebrannt und dann erst, wie bemerkt, mit bunten Tinten getönt. Für die Amoretten bedünnt man die Scharlach-Tinte so weit mit Wasser, daß sie nur ein leichtes Incarnat andeutet; die Blumen und Blätter übergeht man mit der unbedünnten Tinte, jedoch nur einmal und ganz gleichmäßig. Diese Mal-Tinten haben vor den Aquarell-Farben den Vorzug, daß sie gleichmäßig stehen und den Einflüssen von Sonnenlicht und Luft besser Stand halten.

In noch kleinere als purigehaltene Schrant-Paneele brennt man am besten leichte,



fliegende oder nach Schmetterlingen haschende, auf Blütenzweigen schwebende Amoretten.

Ebenso mißfällt uns der Deckel unserer Poliffander-Flügel, deren Holz in den meisten Fällen ausschweift, d. h. kleine Risse erhält, welche eine erneute, sehr theure Politur immer nur auf kurze Zeit entfernt.



der folgende: Man läßt sich vom Tischler von der oberen Flügelplatte die Politur abziehen und nur den glänzenden Rand stehen; die glatten Seitenflächen sowie die anderen Flächen werden matt gemacht, d. h. mit Sandpapier und Bimstein abgerieben.

Wenn man das Muster auf der mattrierten Poliffander-Platte des Flügels in sehr kräftigen, scharfen Conturen ohne feine Schattirungen einbrennt und diese Conturen dann mit einem passenden Borstenpinsel mit Gold-Bronze vergolde, so erhält man durch dieses Verfahren ein hochgelegantes, ungemein vornehm wirkendes Möbel.

Eine andere Ausstattung erzielt man, wenn man die Flügelplatte glatt mit Tuch überzieht, dieses sowie eine kurze, krause Franzen-Bordüre mittelst sogenannter bunter Fislacher und verzierter Goldnägeln ringsum festnagelt und an beiden Seiten des Charniers, das den Deckel in zwei Theile scheidet, mit ganz kleinen, feinen Messing-Lapazierlisten anheftet.

Was nun die Dauerhaftigkeit der Brandmalerei anbetrifft, so steht dieselbe in Holz über jedem Zweifel. Stoff und Leder werden dem ersten Material, soweit dies in ihrer Natur selbst liegt, nicht nachstehen, sobald man die gebrannten, übermalten und bronzierten Stellen mit einem dauerhaften Lack überzieht, der gut haftet und dadurch die Ache fest mit dem Stoff verbindet.

Vielleicht erfüllen diese Zeiten den Zweck, die Bedeutung der Pyrographie in das rechte Licht zu stellen und Viele darauf hinzuweisen, wie sie ihre Begabung für Zeichnungen mit Hilfe des Brennstifts verwerten können.

Eufemia Gräfin Ballestrem.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Im Anschluß an die in der Nr. vom 26. Februar d. J. veranschaulichten Tafelgeräthe bieten beifolgende Darstellungen eines der modernen Fisch-Service: Schüsseln nebst dazu gehörigen Tellern, sowie ein großes Besteck außer den zum Speisen üblichen Messern und Gabeln.

Verschiedene Fisch-Gerichte.

Einer großen Beliebtheit erfreuen sich namentlich in England alle Pies, die, nicht immer süßen Inhalts, einen Uebergang zu den Pasteten bilden und in Frankreich vorzugsweise geschätzt, bei uns noch nicht genügend bekannt sind.

einer Teigkruste gebaden, deren Zubereitung freilich dieselbe bleibt; auf gleiche Weise stellt man auch die Pasteten her, wenn man zu



Weiß gemusterte und farbig decorirte Fisch-Teller.

diesem nicht einen Pasteten-Topf benutzt oder einen Dressirtrog anfertigt, der diesen ersetzt. Wir geben in Nachstehendem zunächst das Recept für den englischen Buttermiehl, daran anschließend das



Weiß gemusterte und farbig decorirte Fisch-Schüsseln.

einer „Stockfisch-Pastete“, die gleichzeitig als ein „Fischen-Gericht“ zu empfehlen ist.



Fisch-Beckel aus eisilirtem und gradirtem Silber mit Elfenbein-Griff.



Fisch-Messer und -Gabel aus glattem Silber.

1323. Englischer Buttermiehl besteht, — für eine Form ausreichend, — aus 1/2 Kilo trockenem Mehl, das, auf ein Backbrett gestreut, mit einem Ei, 30 Grammm Butter, einer Prise Salz und so viel kaltem Wasser geknetet wird, daß es sich als geschmeidige Masse vom Brette löst.

1324. Stockfisch-Pastete. (Englisches Recept.) — Man nehme ein Stück vom besten Stockfisch, lasse ihn gut austauern, läßt ihn von der Rückgräte, entferne die Knochen und setze ihn auf's Feuer, reichlich kaltes Wasser übergießend. Sobald dies heiß geworden, gieße man es ab und ersehe es durch frisches; wenn es zu kochen beginnt, wird der Fisch vom Feuer gegogen, abgegossen, vorsichtig entgrätet, in kleine Stücke geschnitten und mit Salz und gehackter Petersilie bestreut, dann bleibt er bis zum Gebrauch in einem Napf verdeckt stehen.

1325. Gefüllter Hecht. (Französisches Recept.) — Einen Hecht von etwa 4 Pfd., den man durch einen Schlag auf den Kopf tödtet hat, schuppt man, ohne die Haut zu verletzen, spaltet ihn längs des Rückens mit einem scharfen Messer, nimmt ihn durch die so entstandene Öffnung aus, entfernt vorsichtig die Gräten, spült den Fisch gut aus, trocknet und reibt ihn mit Salz ein und füllt die Höhlung mit einer guten, feinen Farce aus Fischfleisch, welche in wiederholt angegebener Art zubereitet werden muß. Ist dies

geschehen, so näht man den Hecht der Länge nach zu, sodas er mit unverletzter Haut und Schwanz seine natürliche Form behält, zieht auf einer Seite die Haut ab und spießt ihn mit feinem Spieß. Nun thut man Speckschneiben auf den Boden einer Bratpfanne, legt den Fisch darauf, bedeckt ihn mit einem Butterpapier, gießt eine Flasche Rothwein und einen Tassenport Bonillon hinzu, fügt auch Gewürz und Salz bei und läßt ihn in recht heissem Ofen, unter fleißigem Begießen, 1 1/2 Stunde kochen, sodas er, wenn man das Butterpapier abhebt, schön braun und blank glaciert ist.

1326. Fisch mit Maccaroni. (Italienisches Recept.) — Ein halbes Kilo in Stücke gehobener Maccaroni und ein Hecht oder Zander von 2 Kilo werden in Salzwasser weich gekocht und die Maccaroni zum Abtropfen in ein Sieb geschüttet; hierauf wird der Fisch entgrätet und kleinblättrig zerstückt. Ferner bereitet man von 1/2 Kilo in einer Kasserole zerhackener Butter, in der man ein paar Zwiebeln durchschweigen ließ, — diese dann aber herausnimmt, — einen Löffel Mehl und Sahne eine dicke Sauce. Nun werden Fisch und Maccaroni schichtweise in eine mit Butter ausgestrichene Rehtspeisen-Form gepackt; die Sauce wird, mit 1/2 Kilo Parmesankäse vermischt, löffelweise übergefüllt, damit sie die ganze Masse gleichmäßig durchzieht. Mit kleinen Butterstücken belegt, wird diese Speise in einer Stunde im Ofen gar gebacken, und man kann, ehe man sie zur Tafel giebt, noch eine Tomaten-Sauce überfüllen, die den Wohlgeschmack erhöht und für diese Schüssel in Italien gebräuchlich ist.

1327. Fische mit Curry. (Indisches Recept.) — Ein namentlich bei Herren beliebtes Gericht. Man kann dasselbe aus beliebigen Fischarten bereiten, auch Reste sehr gut dafür verwenden, da die nur in Salzwasser abgekochten Fischstücke einfach in der Sauce erwärmt werden. Diese mit Reis zusammen servirte Curry-Sauce wird auf folgende Art bereitet. Man dampft für 1 Kilo Fisch zwei in feine Scheiben geschnittene Zwiebeln in 60 Gr. Butter weich, verrührt sie mit einem Löffel Mehl und zwei Löffeln Curry-Pulver, gießt 1/2 Liter Bonillon, vier Löffel Sahne dazu und läßt das Ganze dickflüssig einkochen, um es dann, durch ein Haarsieb gefriesen, über den Fisch zu gießen, der einmal in dieser Sauce aufkochen und gut durchziehen muß. Der erforderliche Reis, etwa 1/2 Kilo, wird ungewaschen in einem trockenen Tuche rein gerieben, in 125 Gr. zerlassene, gelbliche Butter geschüttet, in welcher er etwa 10 Minuten anziehen und dann auf raschem Feuer unter Zugießen von wenig Bonillon körnig weich kochen muß. Nunmehr füllt man den Reis in eine Randform und stürzt diese auf eine runde Schüssel, füllt den Fisch mit der Sauce in die Mitte und giebt die Speise recht heiß auf die Tafel.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Bringen die Märztage auch oft noch Frost, Schneehauer und rauhe Stürme, so macht doch die Sonne in starker Kraft bald wieder dem Winter die Herrschaft freitig; ihre belebenden Strahlen schmelzen Schnee und Eis und wecken die Natur aus langen Winterschlaf zu neuer Daseinsfreude, mahnen aber auch die Gartenfreunde zu angestrenzter Thätigkeit auf ihrem Arbeitsfelde.

Schon blühen im Garten die ersten Frühlingboten: neben Schneeglöckchen und Crocus Märzgloden, Scilla, Leberblümchen und Beilchen; sie werden umso mehr zur Wirkung kommen und das Auge erfreuen, wenn die Umgebung, Beete, Rasen und Wege wohlgeordnet und in Stand gesetzt sind. Die Rasenplätze, die bei achtsamer Pflege die Schönheit des Gartens wesentlich erhöhen, sind jetzt abzuharken und mit der Walze zu glätten, um das vom Frost gehobene Gras anzubrüden. Das Unkraut, namentlich solches, welches sich rasenartig oder durch Samen weit ausbreitet, ist durch sorgfältiges Ausstechen zu entfernen.

Sehr zweckmäßig für die Rasenkultur ist ein sogenannter Rasenrechen, zwischen dessen Zinken die Blüthen der Gänseblumen und anderer Unkraut-Pflanzen hängen bleiben, während die spizen Grashalme leicht hindurchgleiten. Das saubere Abstecken der Ranten wird durch den Rasenlanten-Stecker in halbmondförmiger Form sehr erleichtert. Kahle Stellen werden Ende des Monats am besten mit englischem Rasen-Gras besät. Buchsbaum läßt sich umpflanzen und



Unkraut-Sack.

Rasentrecken.

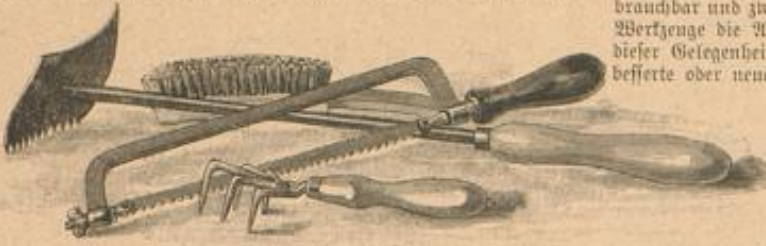
nigfachen schönen Sommerblumen, die später den Garten schmücken sollen, auszusäen. Bei beschränktem Raum wird die Auswahl oft recht schwer, besonders wenn man die Kataloge der Handels-Gärtnerereien zur Hand nimmt, die außer unseren altbekannten Lieblingsarten auch reizende Neuheiten in großer Fülle bieten.

Solche Blumen, die an Ort und Stelle verbleiben, wie Reseda, Rittersporn, Nemophila, Vinde, Wicke werden gleich in's freie Land gesät; andere dagegen, die sich verpflanzen lassen, wie Leuchten, Aftern, Balsaminen, Phlox, Petunien und perennirende Gewächse sät man jetzt, wie im vorigen Monat, nach Bedarf in lauwarme Kästen. Sollten Hyazinthen- und andere Zwiebel-



Rasenlanten-Stecker.

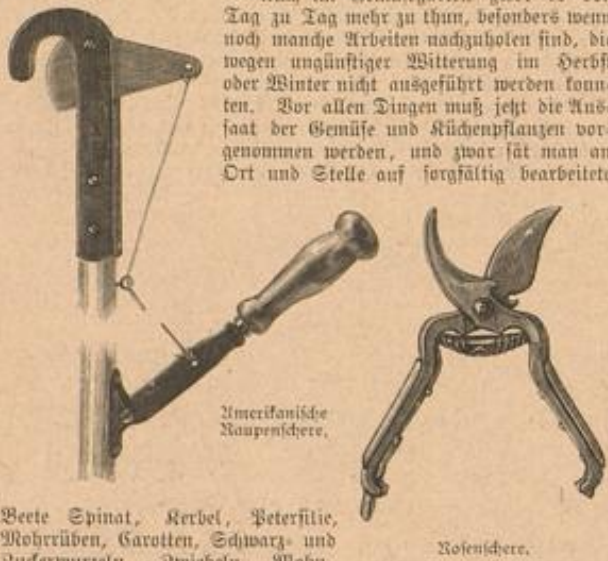
bede noch gedeckt sein, so müssen sie schleunig abgeräumt werden; die Hüllen von Stauden und Ziersträuchern sind je nach der Witterung zu verringern oder zu beseitigen und die in Erde eingeschlagenen Kosen herauszunehmen. Doch ist dringend anzurathen, die Winterbeden oder Fichtenreisig für oft noch wiederkehrende Kälte bereit zu halten.



Baumkratz, Baumrinden-Wärte, Baumfäge, Wäbleisen.

Die Landrosen werden beschneitten und können, wenn nöthig, bei trockenem, frostfreier Erde verpflanzt werden. So bald wie möglich muß man auch diejenigen Ziersträucher beschneiden, bei denen sich die Blüthen an den Spitzen diesjähriger junger Triebe entwickeln. Hierher gehören außer fast allen Rosenarten Schneeball, Deutzien, Weigelien und viele Spiräen; sie werden stark zurückgeschnitten und im Innern gelichtet. Nur die gelbe Rose, Persian Yellow und die Hagebutten tragende Rosa villosa darf man jetzt nicht verkürzen, da die Blüthen am Gipfel hervordringen. Die Gewächse in den Winterquartieren erfordern mehr Luft und Feuchtigkeit als früher. Oleander, Lorbeer und andere harte Pflanzen können an sonnigen Tagen schon auf einige Stunden in's Freie gesetzt werden. Für die meisten Topfgewächse, Pelargonien, Fuchsier, Orangen, Myrten ist dieser Monat die geeignetste Zeit zum Verpflanzen.

Auch im Gemüsegarten giebt es von Tag zu Tag mehr zu thun, besonders wenn noch manche Arbeiten nachzuholen sind, die wegen ungünstiger Witterung im Herbst oder Winter nicht ausgeführt werden konnten. Vor allen Dingen muß jetzt die Ausfaat der Gemüse und Küchenpflanzen vorgenommen werden, und zwar sät man an Ort und Stelle auf sorgfältig bearbeitete



Amerikanische Naupenscherre.



Rosenscherre.

Beete Spinat, Korbet, Petersilie, Mohrrüben, Carotten, Schwarz- und Zuckerrüben, Zwiebeln, Kohn, Pfefferkraut, Thymian, Salbei. Als Schnitt-Petersilie ist besonders die niedrige, krause oder gefüllte Petersilie zu empfehlen, die sich wie Moos ausbreitet und ihrer ungemein hübschen und zierlichen Belaubung halber oft einen wohlverdienten Platz im Blumenkasten findet. Will man schon jetzt eine erste Ausfaat von Radieschen und Sommerrettig machen, so wähle man ein sonnig gelegenes Beet, das gut gedüngt, aber nicht gedüngt ist; für die späteren Ausfaaten, die in Zwischenträumen von acht bis vierzehn Tagen erfolgen können, ist ein schattiger Ort vorzuziehen; oft werden Radieschen auch sehr dünn zwischen Mohrrüben, Zwiebeln und Spinat gesät.

Ebenso kann man zu verschiedenen Zeiten eine Ausfaat von Kopfsalat für späteres Auspflanzen vornehmen, während sehr zeitig im Risibeet gezeugene und bereits etwas abgehärtete Pflanzen schon in's Freie gesetzt werden können. Von Erbsen macht man jetzt die Haupt-Ausfaat und dann alle zwei bis drei Wochen bis Anfang Juli eine neue Pflanzung. Unter den Mart-Erbsen wird „Telephon“ als neue, besonders frohstolige und reichtragende Sorte von feinem Wohlgeschmack gerühmt; sie erreicht eine Höhe von 120 Cent. und eignet sich vorzüglich zum Einmachen.

Soweit es nicht schon im vorigen Monat geschehen ist, sind jetzt in lauwarme Mistbeete oder Kästen alle verpflanzbaren Gemüse und Kichengewächse, wie Blumenkohl, Wirsing, Weiß-, Roth- und Rosenkohl, Kohlrabi, Salat, Sellerie, Majoran, Basilicum, Portulak zu sät. Ebenso legt man neue Treibkästen für Gurken und Melonen an. Will man recht fräftige Fruchtkrauten erzielen, so bricht oder schneidet man den jungen Pflanzen, wenn sie drei bis sechs Blätter getrieben haben, das Herz bis auf zwei Augen aus.

Das Spargelgeland wird von Dung befreit, gereinigt und sorgfältig gelockert. Auch die Erdbeer-Beete sind in Stand zu setzen und aufzuhaben; bemerkt man hierbei vom Frost gehobene Pflanzen, so veräume man nicht, sie anzudrücken und zu behäufeln. Wenn neue Beete angelegt werden sollen, so ist dieser Monat und der Beginn des folgenden die beste Zeit zur Pflanzung. Ältere Citragon-Stauden lassen sich jetzt theilen und verpflanzen und werden nur um so fräftiger gedeihen. Die auf diese Weise gewonnenen Pflanzen sind aromatischer, als die aus Samen gezogenen. Sobald es die Witterung nur irgend erlaubt, müssen die zur Samengewinnung überwinterten und noch nicht gekeimten Gemüse-Pflanzen an die bestimmten Orte ausgepflanzt werden, und zwar in einen fräftigen, aber nicht zu fetten Boden und in gehöriger Entfernung von einander. Schalotten und Zwiebeln sind zu legen und Ende des Monats auch die ersten Frühkartoffeln zu setzen.

Auch im Obstgarten warten unser mancherlei wichtige Geschäfte. Die am Spalier gezogenen Pfirsiche und Aprikosen können jetzt abgedeckt werden; doch wähle man dazu wendiglich einen trübren, regnerischen Tag; bei frostwetter schütze man sie durch Vorhänge von Matten, namentlich in der Blüthezeit. Auch den Weinstock kann man schon aus der Erde nehmen, von seinen Hüllen befreien und behaden; hat er im Herbst keine Dünung erhalten, so wird er jetzt durch Composterde geträufelt.

Die Obstbäume erfordern nach wie vor sorgfältige Beachtung und Pflege; dazu gehört besonders die Vertilgung von Flechten, die Vernichtung des Ungeiebers, das Dünngen, Beschneiden und Ausputzen. Zum Reinigen, das am besten nach Regenwetter, wenn die Rinde noch feucht ist, geschieht, kann man sich mit Vortheil einer Baumharze oder Kratze bedienen. Namentlich erweist sich die dargestellte Form, die vierseitig und auf einer Seite gezähnt ist, sehr zweckmäßig. Der Sägerücken findet nur für alte Bäume Verwendung, deren

zerrissene und abgestorbene Rinde entfernt werden muß. Die ausgerundeten Seiten benutzt man für schwache und mittlere Stämme, und die gewölbte für starke Bäume. Vermittelst der Spitzen vermag man auch in die kleinsten Ritze zu dringen. Ebenso sind die bereits früher erwähnten Baumrindenbürsten aus Stahl sehr brauchbar und zweckentsprechend. Da überhaupt gute und praktische Werkzeuge die Arbeit wesentlich erleichtern und fördern, seien bei dieser Gelegenheit noch einige theils bewährte ältere, theils verbesserte oder neuere Gartengeräthchaften erwähnt und dargestellt.

Mit der amerikanischen Naupenscherre lassen sich auch stärkere Zweige glatt und leicht abschneiden. Sie wird mittelst eines am Fuße der Stange angebrachten Hebels in Bewegung gesetzt; statt des Bindfadens, der nur zu schnell reißt, ist Draht in Anwendung gekommen. Beim Ausfällen der Bäume leistet die Baumfäge mit Bügel, bei welcher sich mittelst einer Schraube das Sägeblatt

nach allen Seiten drehen läßt, sehr treffliche Dienste. Zum Beschneiden von Kosen, Gebölzen und Sträuchern ist eine Kosen-scherre unentbehrlich. Die dargestellte gefällige Form mit Drahtschneider ist leicht zu handhaben und hat sich practisch bewährt. Sehr brauchbar beim Auflockern des Bodens ist das kleine verzinnte Wäbleisen mit Holzgriff. Die amerikanische Lukskraut-hacke bietet durch die Vereinigung von Hacke und Harke manchen Vortheil. Schließlich sei noch auf die Patent-Blumen- oder Handspritze hingewiesen, deren wesentliche Verbesserung darin besteht, daß durch das Anziehen der Stahlschraube ein Ende des Kolbens eine größere oder geringere Verdichtung erzielt werden kann; es fällt also das oft umständliche Umwickeln des Kolbens fort. D. Altmann.



Kadern auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Straußfedern zu reinigen.** — Wie reinigt man weiße Straußfedern, damit dieselben wieder wie neu aussehen? C. K.
- Agar-Agar.** — Wie verwendet man chinesische Gelatine, auch Agar-Agar genannt? Schmiedeberg.
- Fußboden-Flecke.** — Wie beseitigt man Fett- und Oelflecke aus Eichen-Parket-Fußböden? P. N.
- Kalbskopf en tortue.** — Wie bereitet man Kalbskopf en tortue?
- Theegebäd Patience.** — Wie bereitet man das Theegebäd Patience (Gebuld-Auchen)? Eine Unwissende.
- Alabaster-Ampel selbst zu repariren.** — Kann mir Jemand mittheilen, ob und wie man eine Alabaster-Ampel selbst repariren kann?
- Leinenstoffe, Tüll und Spitzen zu färben.** — Womit färbt man Leinenstoffe, Tüll, Spitzen zc. cremefarben, ohne daß die Stoffe steif werden? A. B.
- Kochgeschirr.** — Ist das nickelplattirte Kochgeschirr an Dauerhaftigkeit dem emailirten gleich, und ist es auf keinen Fall gesundheits-schädlich? A. B.

Antworten.

- Feuchte Wände (24).** — Das sicherste Mittel gegen feuchte Wände ist ein Belieben mit Staniol; nur dann ist ein Tapetieren möglich, im anderen Falle reißen die Tapeten oft nach ganz kurzer Zeit und fallen ab. Eine zweite Art ist ein Ueberstreichen mit Delfarbe, die das Durchdringen der Feuchtigkeit verhindert; handelt es sich um ein Zimmer, auf dessen Decoration Werth gelegt wird, so kann die Delfarbe mit Wachsfarbe übermalt werden, die den Eindruck einer feinen, einfarbigen Tapete macht, und die, sollte man sie eleganten wünschen, mit Gold schablonirt wird. A. G.
- Syrup (40).** — Syrup, der bei der Zuckerrfabrikation als Nebenproduct gewonnen, dicke Zuckerart, läßt sich im Haushalt nicht bereiten. Anders ist es mit den als „Fruchtsyrup“ bekannten, mit Zucker eingedickten Fruchtsäften, deren man sich als Zusatz zu Getränken bedient. Es werden die betreffenden Säfte hierfür, nachdem sie vollkommen geklärt sind, gewogen und mit einer gleich großen oder noch etwas schwereren Menge Zucker vermischt; sie müssen auf langsamem Kohlenfeuer einige Male aufkochen. Durch Klären filtrirt, wird dieser Syrup in Flaschen gefüllt und gut verkorkt und verpicht zu beliebigem Gebrauch aufbewahrt. R. G.
- Ausbildung von Krankenpflegerinnen (40).** — Unsere Diakonissenhäuser nehmen nach vorhergegangener zeitiger Anmeldung junge Mädchen als Pensionärinnen an; dieselben werden gegen eine monatliche Pension von 30-45 Mark, in einem halben Jahre ungefähr, zu Krankenpflegerinnen ausgebildet, im Hause selbst aber als solche nie angestellt; auch dürfen sie die erlangten Kenntnisse nicht als Gewerbe anderweitig verwerthen. Weiter läßt der Johanniter Verein junge Damen, die sich als Krankenpflegerinnen nützlich zu machen wünschen, auf seine Kosten ausbilden, doch müssen sie sich dafür verpflichten, im Falle der Noth, von dem Verein berufen, sofort einzutreten, und zu gehen, wohin er sie sendet. B. B.

Rathschläge.

Ernährung der Säuglinge. — Eine eifrige Leserin Ihres geschätzten Blattes erlaubt sich, anschließend an den in Nr. 7 enthaltenen Aufsatz über Ernährung der Säuglinge folgendes aus eigener Erfahrung hinzuzufügen. Seit vier Monaten im Besitz des Professor Soxhlet'schen Milch-Kochapparats, den ich täglich selber handhabe, bin ich in der angenehmen Lage, darüber nur das Beste berichten zu können. Abgesehen von dem großen Fortschritt, der in der Ausföhrung des Principis: die Milch in den Saugflaschen selbst zu sterilisiren liegt, hat das Verfahren den einen sehr großen Vorzug, daß es selbst der vielbeschäftigten Hausfrau und Mutter die Möglichkeit giebt, die Nahrung für das Kind immer eigenhändig zu bereiten, und nur so hat man die Garantie, daß die peinlichste Sorgfalt und Sauberkeit wirklich angewandt wird. Ein Zeitaufwand von einer halben Stunde alle Morgen genügt, um die Flaschen für den ganzen Tag fertig zu stellen. Es wird dem Soxhlet'schen Verfahren vielfach der Vorwurf gemacht, daß es allzu umständlich sei; aus Obigen wird man er-

sehen, daß eher Zeit dabei gespart wird. Nur vor Einem möchte ich warnen, nämlich vor den in der Gebrauchsanweisung empfohlenen starken Flaschen; dieselben springen beim Kochen sehr leicht, während die einfachen, dünnen, wie Medicin-Flaschen gestalteten Flaschen die anhaltende Siedehitze sehr gut vertragen. R. B.

Beefsteak à la Nelson. — Mit Recht erfreut sich das „Beefsteak à la Nelson“ großer Beliebtheit; gleich vortreflich aber, und als Einzelgericht für den Mittagstisch einer Familie aus reichend, ist ein „Beefsteak-Pudding“. Man rechnet auf 6 Personen etwa 1 1/2 Kilo Filet, von dem man fingerdicke Scheiben schneidet, die, leicht geklopft, gefalzen, auf raschem Feuer mit gehackter Petersilie, Schnittlauch und Champignons in Butter steif gemacht werden und zu weiterem Gebrauch erkalten müssen. Den Fleischabgang des Filets wiegt man mit einer gleichgroßen Menge Kindertalg recht fein und bereitet mit Zusatz von etwas eingeweichtem, ausgedrücktem Weißbrod, einigen Eiern, Salz und Pfeffer eine gute Farce. Ferner kocht man 1 Liter Kartoffeln halb weich, gießt sie ab, schält und schneidet sie in feine Scheiben. Sind diese Vorbereitungen beendet, so legt man den Boden und die Seitenwände einer glatten Form mit Teig aus, der aus 1/2 Kilo Mehl, 1/2 Kilo Butter, 1-2 Eiern und 1/2 Tassenkoff Wasser hergestellt, geknetet und federkieselförmig ausgerollt wurde, und füllt den Rumpf nun, mit der Farce beginnend, mit Kartoffeln und Beefsteak abwechselnd so, daß die oberste Schicht aus Farce besteht und der Pudding durch eine Teigplatte bedeckt wird, die, an den mit Ei bestrichenen Rändern festgedrückt, diesen vollkommen schließt. Hat man die Speifen 1 1/2 Stunden im Ofen gebaden, stürzt man dieselbe, schneidet rings herum die Teigplatte ein, hebt sie wie einen Deckel ab und füllt in das Innere löstweise ein wenig Madeira-Sauce, während man den Rest derselben apart präsentirt. G. J.

Stärke-mehl. — Um zu erkennen, ob Stärke-mehl mit gewöhnlichem Mehl vermischt ist, empfiehlt sich folgendes Verfahren. Man übergiebt eine geringe Quantität der zu prüfenden Stärke mit destillirtem Wasser, erhitzt leutest bis zum Sieden und rührt dann mittelst eines Glasstabes das fleislerartige Fluidum tüchtig durcheinander; man wird finden, daß dasjenige Stärke-mehl, welches vollkommen leberfrei, also frei von Getreidemehl ist, nicht den mindesten Schaum auf der Oberfläche zum Vorschein kommen lassen wird. Hat man aber Stärke-mehl vor sich, dem auch nur eine Spur Getreidemehl anhaftet, so entsteht beim Umrühren der siedend heißen Flüssigkeit augenblicklich ein starker Schaum, der nicht wieder verschwindet und durch fortgesetztes Umrühren so angehäuft werden kann, daß er wie dichter Seifenschaum erscheint. S. D.

Flecke in gefärbten Stoffen. — Aus gefärbten Stoffen entfernt man Fettflecke am besten durch Waschen mit Seife. Wo jedoch, wie z. B. bei seidnen Zeugen, eine Wäsche nicht zulässig ist, sucht man das Fett durch Auflösung zu entfernen. Hierzu eignet sich am besten reiner Schwefeläther. Verdorbenen, durch lange Aufbewahrung sauer gewordenen Schwefeläther ist aber zu vermeiden, weil die in demselben enthaltene Säure der Farbe schaden könnte. Man legt die befallene Stelle auf mehrfaches Löschpapier, tröpfelt etwas Aether auf den Fleck, wobei auch das untergelegte Papier mit durchdrungen wird, betupft ihn mit einem weichen Schwämmchen und wiederholt dieses Verfahren, bis der Fleck verschwindet. Denselben Zweck erfüllt auch Terpentinöl, vorausgesetzt, daß es ganz frisch rectificirt und dadurch von allem Harz befreit ist. Gewöhnlich findet man aber, nachdem der Fleck selbst verschwunden ist, in einiger Entfernung von demselben einen wolkigen Rand, von einem geringen Rest des Fettes herrührend, das sich hier aus der Auflösung abgesetzt hat. Um diesen zu beseitigen, bestreicht man ihn mit in Wasser aufgelöstem arabischem Gummi, um die Poren des Stoffes zu verstopfen, läßt ihn trocken und entfernt den Fleck dann mit Aether. Es empfiehlt sich jedoch, bei sehr delicates Farben auf seidnen Stoffen vorerst einen Probeversuch mit einem abstücklich auf ein Läppchen desselben Stoffes gemachten Fettsied anzustellen. Bei weniger empfindlichen Stoffen leistet ein wiederholtes Betupfen mit zubereiteter Oefen-galle gute Dienste. Oelflecke müssen wendiglich sogleich und vor dem Eintrocknen mit Oefengalle, Terpentinöl oder Schwefeläther weggenommen werden. Ist Delfarbe einmal erhärtet, so löst sie sich sehr schwer ganz auf; am besten ist es dann, sie mit Butter zu bestreichen, diese mehrere Tage einwirken zu lassen und nur Benzol oder Schwefeläther in Anwendung zu bringen. S. R. in B.

Mütterchen in Wiesbaden. — Strick-Kalshinen sind allerdings für den angegebenen Preis zu haben, sollen sich interiren, — nach eingeschlagenen Er-läuterungen, — in ihrer augenblicklichen Construction noch nicht für den Hausbedarf eignen.

M. E. in E. — Ein directer Verleß gegen die Etiquette, die ja übrigens je nach den Vorkern verschiedene Formen trägt, ist es anderer Erachtens nitigend, wenn ein junges Ehepaar vor Ablauf der ersten sechs Wochen Antrittsbeide macht. Im Uebrigem heißt es wohl nur, daß die Gesellschaft in der genannten Zeit keinerlei Anträge an sich ein junges Paar erhebt und es sich selbst und seinem Glück unachort überläßt.

Sada. — Wir haben eine eingehende Beschreibung der Malerei auf Seide, Atlas, Poesament u. s. w. in der Nr. vom 16. November 1886; eine Anleitung zur Brandmalerei in der Nr. vom 1. December 1886. Beide Nummern sind einzeln zu beziehen durch die Expedition der Illustrirten Frauen-Ztg., zum Preise von je 60 Pf.

Aus neue Abonnenten, Freiburg. Ihre Fragen beantworten Ihnen die einzelnen Nummern unseres Blattes, in der Sie stets das Rechte an Toiletten, Hüten u. s. w. finden. Beize und Braun scheint die Mode bevorzugen zu wollen; für den Sommer wird man ebenso wohl Pathi, wie seine Weißstoffe tragen.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen; jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (20 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.